

KAMPAGNE FÜR EINE SOZIALISTISCHE PARTEI

Wir denken, dass wir zum Erreichen des Sozialismus eine sozialistische Massenpartei brauchen. Darunter verstehen wir keinen Wahlverein, sondern eine Organisation, durch die politische, ökonomische und gesellschaftliche Kämpfe koordiniert und geführt werden.

Die KSP erkundet, ob in Deutschland das Interesse für eine solche Partei besteht oder geweckt und organisiert werden kann. Dafür betreiben wir zivilgesellschaftlichen Aktivismus jenseits von Staat und Kapital, über den wir in unserem Newsletter mehrfach im Jahr berichten, um uns und euch zu erzählen, was es Neues gibt, was wir gelernt haben und um auf unseren Ansatz aufmerksam zu machen.

Wo die KSP aktiv ist:

Rechts sehr ihr, in welchen Städten es schon KSP-Mitglieder gibt. In vielen der Städte veranstalten wir regelmäßige Stammtische, zu denen ihr einfach vorbei kommen könnt, wenn ihr euch für unsere Projekte oder die KSP interessiert.

Seit einiger Zeit bieten wir auch Stammtische in Städten an, in denen noch nichts läuft.

Wenn ihr mit uns in Kontakt kommen wollt, schreibt uns unter 2019ksp@gmail.com. Hier findet ihr alle unsere weiteren Kanäle: <https://kyte.bio/ksp>



Worum es in dieser Ausgabe geht:

Wie man einen Zeichenzirkel aufbaut und lernt, nicht alles selbst zu machen	Seite 3
Streetball im Rabet	Seite 4
Zwischen Frustration und Motivation – zwei Berichte aus der Lernhilfe in Darmstadt	Seite 6
Die Entwicklung der Freien Lernhilfe Frankfurt-Gallus und die Notwendigkeit von Austausch und Reflexion	Seite 7
Sozialistische Pädagogik? Überlegungen zu Zielen und Methoden der Lernhilfe	Seite 9
Neuigkeiten zur Freien Lernhilfe in Freiburg	Seite 10
Freiheit und Angst	Seite 11
Keine halben Sachen	Seite 13
Bericht über die Betreuungsinseln	Seite 15
Money makes the world go round? Das Leipziger Restaurantprojekt finanziert sich zugrunde	Seite 17
Wie umgehen mit Kenntnisunterschieden?	Seite 19
Unsere sozialistischen Salons im ersten Halbjahr 2026	Seite 20
Erfahrungen als Lone Wolf	Seite 24
Stagnation oder Stetigkeit? Zum Stand der Mietergewerkschaft in Leipzig	Seite 25
Jeder stirbt für sich allein	Seite 26
Unabhängigkeit oder Sektierertum? Bericht über Erfahrungen aus dem „unabhängigen“ Aktivismus	Seite 28
Wozu Unabhängigkeit?	Seite 30
Sollten wir uns auflösen? Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der KSP	Seite 32
Und was passiert anderswo in der Welt? Die Campaign for a Socialist Party macht Anti-Abschiebungs-Aktivismus in Chicago	Seite 33
Die Grundsatzerklärung der KSP	Seite 39

Wie man einen Zeichenzirkel aufbaut und lernt, nicht alles selbst zu machen

von Paulina, aktiv im Zeichenzirkel in Darmstadt

Im Februar dieses Jahres feierte der Zeichenzirkel sein dreijähriges Bestehen. Er ist inzwischen eine feste Größe in der Darmstädter Kulturlandschaft, und ich bin immer wieder entzückt, dass er auch bundesweit bekannter wird und teilweise sogar Menschen längere Zugfahrten auf sich nehmen, um bei uns mitzuzeichnen.

Anfang des Jahres nutzte ein Modell – nach Absprache mit allen Teilnehmenden – eine Pistole als Requisite beim Posieren. Dieses Experiment ging leider ein bisschen schief. Allein die Anwesenheit dieses Gegenstandes und die damit verbundenen Posen clashten atmosphärisch total mit der freundlichen Stimmung des Zirkels. Eine Teilnehmerin verließ sogar währenddessen die Session, und nach zwei Posen mit der Waffe baten Teilnehmende darum, sie in einen anderen Raum zu legen, da sie sich unwohl damit fühlten. Ich war selbst überrascht, was für ein extremer Downer diese Requisite war, fand die Erfahrung aber nicht schlimm, sondern eher interessant. Worüber ich dann zwei Sessions später staunte, war, dass mir ein anderes Modell berichtete, unsere Session mit der Pistole habe sich bis nach Mannheim herumgesprochen und sei anscheinend heiß diskutierter Gossip in der deutschen Aktzeichenszene geworden.

» Ein großer Fortschritt war die Transformation zu einem Kollektivprojekt. «

Ein großer Fortschritt in der letzten Zeit war für mich, die Transformation des Zeichenzirkels zu einem Kollektivprojekt voranzutreiben – sprich: Leute zu finden, die die Organisationsarbeit mittragen, um Schritt für Schritt an einen Punkt zu kommen, an dem Treffen auch ohne mich stattfinden können.

Bisher habe ich (in Kooperation mit den Ehrenamtlichen des Kulturzentrums der Oetinger Villa) alle Arbeitsschritte allein erledigt. Obwohl das einiges an Zeit und Energie kostet, habe ich es lieber allein gemacht, weil mir die Vorstellung, die Zügel aus der Hand zu geben, missfiel. Bei näherer Reflexion wurde mir jedoch bewusst, dass mein Unwille, die Arbeit zu teilen, im klaren Widerspruch zur Grundintention des Zeichenzirkels und meiner Ausbil-



Der Zeichenzirkel findet jeden 1. Sonntag von 16-18 Uhr in der Oetinger Villa in Darmstadt statt und lädt alle, vom Anfänger zum Profi, ein, kostenlos zu lernen, Menschen zu zeichnen.



dung zur Sozialistin steht. Ich hatte schon immer Probleme mit Gruppenarbeit, misstraue anderen generell, dass sie nicht so gewissenhaft und verlässlich arbeiten wie ich, und mache am Ende lieber alles selbst, um sicherzustellen, dass es genau so läuft, wie ich es für richtig halte.

Also habe ich in den „inneren Zirkel“ (eine Telegram-Gruppe mit engen Freund:innen des Zirkels, die ich nach dem Ausschluss eines Teilnehmers gegründet habe, um in herausfordernden Situationen nicht allein dazustehen, siehe Newsletter #7) geschrieben, dass ich die Verantwortlichkeit für unsere Treffen

gern auf mehrere Schultern verteilen möchte und jede Hilfe willkommen ist. Zusätzlich habe ich eine Teilnehmerin persönlich angesprochen, bei der ich ein gutes Gefühl hatte, und sie gefragt, ob sie sich vorstellen könnte, künftig Sessions zu leiten. Sie sagte prompt zu und übernahm die Leitung des folgenden Zeichenzirkels. Und siehe da: Es war super. Ja, sie hat nicht alles genau so gemacht, wie ich es gemacht hätte, und ich musste ein paar Mal an mich halten, um ihr bei der Begrüßungsansage nicht ins Wort zu grätschen und die Kontrolle an mich zu reißen. Aber es hat alles prima geklappt, und sie hat ihren ganz eigenen Charme in die Veranstaltung eingebracht. Im Juni wird sie den ersten Zeichenzirkel komplett ohne mich leiten. Andere Personen konnte ich bisher leider nicht für die Mitarbeit gewinnen. Mit einem Interessierten habe ich schon nä-

her gesprochen, doch nach weiterer Überlegung sagte er ab – mit der Option, später noch einmal darauf zurückzukommen. Ein Freund, der schon länger mit dem Gedankenspielen spielt, einen Treff zu initiieren, bei dem man Modellieren lernt, kündigte immerhin an, demnächst beim Zeichenzirkel vorbeizukommen, um sich abzuschaun, wie das funktioniert, einen Haufen kreativer Menschen zu organisieren.

Damit sich Personen, die ebenfalls damit liebäugeln, etwas Vergleichbares zum Zeichenzirkel auf die Beine zu stellen, ein Bild machen können, möchte ich hier zum Schluss eine gestraffte Version der To-do-Liste teilen, die ich für potentielle Mitstreiter:innen erstellt habe:

Zeichenzirkel-To-do-Liste

1. Im Vorhinein

- Kommunikation mit Modellen. Aktuell muss ich nur noch bei kurzfristigen Ausfällen aktiv suchen; der Zeichenzirkel hat sich inzwischen so weit herumgesprochen, dass wir bis März 2027 ausgebucht sind.
- Drei Tage vor dem Termin Werbung auf Telegram und Instagram machen.
- Erinnerung an den Verantwortlichen von der Villa schreiben, das Modellhonorar auf die Theke zu legen.

2. Vor Beginn des Zeichenzirkels

- 15:45 Haupttür mit dem Transponder öffnen. Schnapper im Türschloss so umklappen, dass sich die Tür von außen öffnen lässt.
- Licht im Flur zum Saal einschalten. Saaltür öffnen und Licht im Saal anmachen.
- Briefumschlag hinter der Theke (Formular + 50 Euro Modellhonorar) einstecken.
- Modell begrüßen, Backstage-Raum als Umkleide zeigen, ein kostenloses Getränk anbieten.
- Ggf. (in Absprache mit dem Modell) den stabilen Tisch in die Mitte stellen.
- Stühle möglichst dicht stellen, dabei an den vier Ecken Durchgänge lassen.
- Bei Kälte Heizlüfter mit Kabelrolle aufstellen.
- Fenster und Rollläden öffnen, damit Licht hereinkommt.
- Große grüne Aldi-Tasche mit Decke, Kissen und Heizlüfter aus dem Kunstraum holen.

3. Um 16:00 Uhr

- Begrüßung, Modell vorstellen, Willkommensaplaus

- Ablauf erklären (10-Minuten-Posen, Pause mit Bilderschau auf dem Boden)
- Fragen, welche 3 - 4 Personen das Stühlestapeln koordinieren und welche 2 Personen danach das Fegen übernehmen.
- Selbstbedienung bei Getränken erklären (Geld passend in die Blechdose, Flaschen zurücksortieren, allgemein hinter sich aufräumen)
- Abfragen, wer nicht auf Fotos erscheinen möchte; ggf. später retuschieren
- 1-Minuten-Meditation
- Zeit stoppen und Posen ansagen
- Um 16:05 den Schnapper der Haupttür so umklappen, dass sie von außen verschlossen ist
- Auf das Wohlbefinden des Modells achten (Heizlüfter ggf. ausrichten)
- Fotos machen. Intimbereiche möglichst verdeckt, kann man aber auch ggf. im Nachhinein zensieren

4. Zum Schluss

- Dank an Modell und Teilnehmende
- Einladung, Fotos/Scans per Transferdienst (z. B. TransferNow) an den Instagram-Account zu senden
- Hinweis an das Stühlestapel-Team
- Fenster schließen, Außenläden sichern
- Fegen organisieren (Besen/Kehrblech hinter der Theke)
- Modellhonorar übergeben und Formular ausfüllen lassen
- Licht aus, Türen schließen
- Tasche zurück in den Kunstraum bringen
- Haupttür sichern

5. Danach

- Fotos ans Modell schicken
 - Auswahl für Instagram treffen (ca. 10 Bilder, ggf. zensurieren)
 - Auswahl ans Modell schicken, ggf. Bilder löschen
 - Fotos posten und Modell als Collab-Partner einladen
- Stories von Teilnehmenden teilen
 - Zeichnungen nachbearbeiten (Kontrast, 4:5-Format)
 - Regelmäßig Zeichnungen posten
 - Und dazwischen natürlich jede Gelegenheit nutzen, um mit den Teilnehmenden ins Gespräch zu kommen, sich auszutauschen und gemeinsam eine schöne Zeit zu haben :)

Streetball im Rabet

von Joshua, aktiv bei der Streetball-Gruppe in Leipzig

Im letzten Newsletter hatten wir den Basketballplatz im Rabet und unser Anliegen, diesen zu sanieren, vorgestellt. Wir waren auf das Hin und Her mit der Stadt eingegangen, die weder selbst eine Sanierung vornehmen will noch uns erlaubt, diese selbst zu veranlassen. Mittlerweile hat sich als einzige Möglichkeit herausgestellt, dass wir eine zweckgebundene Spende an die Stadt übergeben, mit der die Sanierung dann finanziert wird. Deshalb haben wir Anfang des Jahres eine Spendenkampagne gestartet, die wir mit Social-Media-Beiträgen und der Teilnahme auf verschiedenen Events angekurbelt haben. Mittlerweile haben wir über GoFundMe mehr als 3200 € gesammelt, was durchaus eine beachtliche Summe ist, welche aber noch nicht annähernd an die Forderungen der Stadt in Höhe von 60.000 € herankommt. Wir halten es auch für unrealistisch, mit Spenden von Einzelpersonen jemals auf diese Summe zu kommen.

In unserer Gruppe gibt es verschiedene Ansichten darüber, welche Alternativlösungen die besten sind. Einige wollen sich lieber auf Förderungen und Anträge an die Politik fokussieren. Andere halten es für das Beste, mittelständische bis große Konzerne für unser Anliegen zu gewinnen. Dafür ist es allerdings vonnöten, dass wir in der Lage sind, Spendenquittungen auszustellen, was bekanntlich nur eingetragene Vereine machen können. Deshalb haben sich einige von uns in den deutschen Bürokratiedschungel gestürzt und eine Vereinsgründung veranlasst. Das Amt hat uns vor wenigen



Tagen noch auf einige Mängel in unserem Antrag hingewiesen. Wenn diese korrigiert sind, soll die Vereinsgründung hoffentlich in naher Zukunft geschafft



Die Streetball-Gruppe trifft sich im Rabet-Park in Leipzig, organisiert offene Turniere und setzt sich dafür ein, den dortigen Basketballplatz gemeinsam zu sanieren.



sein. Dann gilt es, Mails zu schreiben und zu telefonieren, um hoffentlich einen Schirmherrn für den Basketballplatz zu finden.

Ganz nebenbei ist auch die Streetball-Saison eröffnet und wir haben Mitte Mai das erste Turnier in diesem Jahr veranstaltet. Es war insgesamt die vierte Ausgabe und es sollen noch ein bis zwei weitere in diesem Jahr folgen. Über den QR-Code oben findet ihr Links zu unserem Instagram-Profil, zur Spendenkampagne sowie zu mehreren Artikeln und Berichten über Streetball im Rabet. Wie immer gilt: Wenn ihr Lust habt, uns beim bürokratischen Teil oder beim Organisieren der Turniere zu unterstützen, meldet euch einfach!

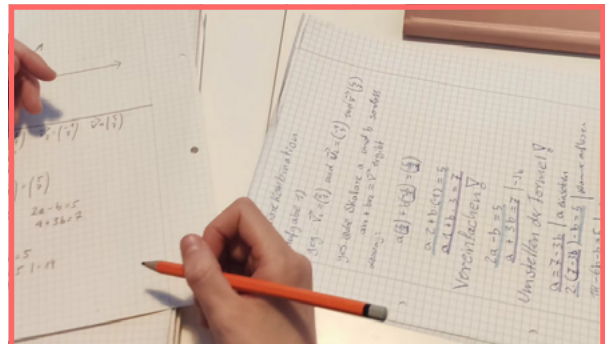
Zwischen Frustration und Motivation – zwei Berichte aus der Lernhilfe in Darmstadt

Beide Berichte stammen von Andrea, die bei der Lernhilfe in Darmstadt aktiv ist.

März 2026

Ihre Anfänge nahm die Freie Lernhilfe in Darmstadt im Mai 2024. Nachdem ich mir die Erfahrungen der Genoss*innen aus Frankfurt angehört hatte, machte ich mich auf die Suche nach passenden Räumen. Da ich im nördlichen Teil von Darmstadt, Kranichstein, wohne und mich dort gut auskenne, habe ich diesen Ortsteil für mein Engagement gewählt. Ich fand Räume in einem Jugendzentrum, dem Chillmo, einem Jugendhaus des IB (Internationaler Bund). Der Tag, an dem die Lernhilfe angeboten wird, richtete sich nach den Möglichkeiten des Chillmo. Am Donnerstag konnten sie uns Räume anbieten, und so wurde es der Donnerstag von 15–17 Uhr. Nach dem Vorbild von Frankfurt wurde ein Flyer entworfen und gedruckt, um ihn an Schulen und Universitäten zu verteilen. Durch den Flyer sollten sowohl Schüler*innen auf die Lernhilfe aufmerksam gemacht werden als auch Studierende zum Helfen gewonnen werden. Die Mitarbeiter*innen des Chillmo waren von uns, unserer Grundhaltung, dem Flyer und unserem Engagement sehr angetan und haben uns nach Kräften unterstützt. Sie haben einen weiteren kleinen Flyer gedruckt und Besucher*innen und Eltern des Chillmo angesprochen.

Nach den Sommerferien startete das Projekt dann tatsächlich, und wir waren bereit, Hausaufgaben zu machen, Nachhilfe zu geben, zu lesen, zu rechnen ... Zu diesem Zeitpunkt bestand unsere Gruppe aus einer Lehrerin, einer Sozialarbeiterin und mehreren Oberstufenschüler*innen und mir (Lehrerin). Eine weitere Person, die beim Aufbau unterstützt hatte, ist weggezogen und war nicht mehr dabei. Das Einzige, was uns zu dieser Zeit fehlte, waren Schüler*innen. Als Lehrerin hatte ich Kontakte in die beiden Schulen in Kranichstein und informierte die Kolleg*innen und Schulleitungen über unser Angebot. Die Flyer wurden an öffentlichen Orten (Bücherei, Edeka ...) aufgehängt und am Stand der Partei Die Linke verteilt. Obwohl viele Lehrer*innen das Angebot gut fanden und auch den Bedarf bei verschiedenen Schüler*innen sahen, kam niemand zu unserer Lernhilfe. Das blieb so ein ganzes Schuljahr. Die Oberstufenschüler*innen haben wir in diesem Jahr verloren und auch die Lehrerin. Die Sozialarbeiterin und ich zeigten jede Wo-



Die Lernhilfe ist eine offene und kostenfreie Lern- und Hausaufgabenbetreuung, die sich an Schülerinnen und Schüler aller Jahrgangsstufen richtet.



che Präsenz, und im Laufe des Jahres kam noch ein Vater mit Nachhilfeeferfahrung hinzu. Immer mal wieder kamen Schüler*innen, um sich unterstützen zu lassen, aber sie kamen immer nur für einmal und dann nie wieder. Eine Weile kam die Mutter einer Schülerin zu uns, um Deutsch zu lernen und sich auf ihre nächste Prüfung (B2) vorzubereiten. Als ihr wieder ein Kurs angeboten wurde, wechselte sie in eine Gruppe mit weiteren Lernenden.

» Nach den Sommerferien hatte ich alle Hoffnung verloren, dass dieses Projekt jemals anlaufen würde «

Nach den Sommerferien hatte ich alle Hoffnung verloren, dass dieses Projekt jemals anlaufen würde, und war bereit, es loszulassen. Und dann kamen sie ... Eine somalische Mutter brachte uns nach den Ferien ihren Sohn und bat uns, mit ihm lesen zu lernen, und kündigte weitere somalische Kinder an. Mittlerweile sind es ca. 10 Grundschüler*innen, die mehr oder weniger viel Hilfe brauchen. Mindestens drei von ihnen bräuchten eine Einzelbetreuung. Deshalb stehen wir jetzt vor der nächsten Herausforderung: Wir brauchen Menschen, die uns unterstützen. Diese suchen wir auf verschiedenen Wegen: Im Zeichenzirkel von Paulina, einer weiteren Genossin aus Darmstadt, wird das Projekt beworben, und alle teilen es in allen erdenklichen Settings. Studierende der TU Darmstadt teilen die Info in ihren Kreisen. Im Wohnprojekt in Kranichstein hängt ein Flyer ...

Bisher ohne Erfolg. Aber wir lassen uns nicht mehr entmutigen. Wir versorgen die Schüler*innen so gut es möglich ist, und manchmal, wenn wir krank sind oder im Urlaub, muss es auch mal ausfallen. Und ich bin sicher, irgendwann finden sich auch weitere Helfer*innen.

Mai 2026

Gute Nachrichten aus der Freien Lernhilfe in Darmstadt! Nachdem wir in diesem Schuljahr endlich Schüler*innen haben, die unsere Hilfe brauchen, fehlten uns Anfang März Menschen, die unser Projekt unterstützen wollen. Zunächst waren unsere Bemühungen ohne Erfolg, aber Ende März hat ein Freund aus dem Bündnis gegen Rechts den Aufruf in einer großen Darmstädter

Gruppe geteilt und damit viele Menschen erreicht. Über diesen Weg kamen Studierende, Rentner*innen und Eltern in unseren Kreis und nun haben wir fast jede Woche genug Unterstützer*innen, um mit den Grundschüler*innen zu lesen, zu schreiben und zu rechnen. Die Kinder kommen jede Woche motiviert zu den Angeboten und erledigen dort ihre Hausaufgaben oder üben, was ihnen in der Schule schwerfällt. Ein Vater, der zum Unterstützer*innenkreis gehört, hat der Gruppe 250 Bleistifte gespendet, damit alle Kinder jede Woche über das notwendige Material verfügen. Radiergummis wurden auch schon angekündigt. So können wir in den letzten Wochen bis zu den Ferien lachen und lernen und gemeinsam wachsen.

Die Entwicklung der Freien Lernhilfe Frankfurt-Gallus und die Notwendigkeit von Austausch und Reflexion

von Dina, aktiv bei der Lernhilfe in Frankfurt

Die Freie Lernhilfe im Gallus in Frankfurt hat sich seit ihrer Gründung im Frühjahr 2025 überraschend positiv entwickelt – im Gegensatz zu vorherigen Lernhilfen an anderen Standorten blieb hier das anfängliche Warten bei leeren Tischen und Stühlen aus. Vergleichsweise zügig hat sich die Lernhilfe etabliert, was sicherlich auch in ihrer Verortung im Mehrgenerationenhaus, schon seit Jahren eine migrantisch selbstverwaltete Institution im Stadtteil, begründet ist. So kommen viele Kinder aus dem Hort oder den Jugendgruppen, die ebenfalls im Haus angesiedelt sind. In der Rücksprache mit den Lernenden zeigte sich aber zudem, dass tatsächlich auch viele der Eltern durch den Instagram-Algorithmus auf uns gestoßen sind oder durch Flyer angesprochen wurden. Auch Helfende wurden durch unsere Präsenz auf sozialen Medien auf die Lernhilfe aufmerksam, glücklicherweise profitieren wir von stetigem Zuwachs – im Idealfall wird es bald möglich sein, einen zweiten Tag in der Woche anzubieten. Die Potentiale zur Bekanntmachung sollten wir also auch zukünftig ausschöpfen und weiterentwickeln.

Mit der Verstetigung der Lernhilfe zeigen sich aber auch erste Herausforderungen, die über die Erkundung der Bedarfe hinausgehen. Für uns zeigt sich ganz deutlich, dass im Stadtteil ein erhebliches Interesse an der außerschulischen und -staatlichen Organisation des Lernens und der Betreuung besteht. Dafür treten pädagogische Schwierigkeiten zutage, die auf ebendiese Versäumnisse des Bildungssystems verweisen, die wir mit der

Lernhilfe adressieren möchten. Gleichzeitig sind sie tief verwurzelt: Der Umgang mit fehlender Lernmotivation stellt auch uns in der Lernhilfe vor Hürden. Wir wollen in erster Linie eine Beziehung zu den Kindern aufbauen, Ansprechperson sein und Raum für Austausch sowie Zeit bieten, gemeinsam herauszufinden, was wir lernen wollen. Dies ist teils schwierig zu verhandeln mit den Ansprüchen der Schule und der Eltern, zuvorderst Hausaufgaben zu erledigen und Klausurvorbereitung zu leisten. Diese Ansprüche und ihre schulischen Disziplinierungsmaßnahmen sind so tief verankert in den Kindern, dass es oft scheint, als könne dieser offene Lernraum jenseits von Zwang nicht funktionieren. Statt eigene Interessen zu erkunden, werden die Kinder laut und störend, wenn die Luft raus ist oder Hausaufgaben bereits erledigt sind. Dies wird insbesondere zum Problem, wenn andere abgelenkt werden und daraufhin künftig die Lernhilfe meiden, da sie keine konzentrierte Lernatmosphäre bieten kann. So braucht es quasi eine 1:1-Betreuung, um den Kindern gerecht zu werden, indem man sich mit Zeit und Mühe wirklich auf sie einlässt. Weiterhin gilt es aber den Lernanspruch umzudenken und zu Wachsen mit der Aufgabe, es bedarf stetiger Reflexion: Was brauchen Kinder von uns und vom offenen Lernraum, den wir ihnen bieten möchten? Wir sind kein Dienstleister, sondern wollen gemeinsam gestalten. Dafür braucht es nicht nur eine konstante und verlässliche Beziehung zu den Kindern, sondern auch den Austausch im Team. Dieser kam bei uns oft zu kurz, obwohl es ungemein wichtig ist, sich über Schwierigkeiten und Frustrationen zu verständigen. Ebenso wie der stetige Austausch über die Bedarfe und auch ganz grundlegende Annahmen



Das Mehrgenerationenhaus Kinder im Zentrum Gallus e.V. in der Idsteiner Str. 91 in Frankfurt-Gallus

in unserem Ansatz zur Lernhilfe, so unterschiedlich diese auch aussehen mögen in den diversen Helfenden.

Eine fundamentale Auseinandersetzung über unseren zivilgesellschaftlichen Aktivismus, unsere Erwartungen und Erfahrungen haben wir im Rahmen der Mitgliederversammlung in Leipzig zu Beginn des Jahres mit einem Workshop versucht zumindest KSP-intern umzusetzen. Im Fokus stand die Verständigung darüber, was wir unter zivilgesellschaftlichem Aktivismus eigentlich verstehen und uns davon erwarten. Gemeinsam erarbeiteten wir, wie sich der Aktivismus in Abgrenzung zum Ehrenamt verhält – nicht als Selbstzweck, sondern gerichtet auf die Selbstorganisation der Gesellschaft als höheres Ziel. Auch wenn unser Aktivismus an sich sinnstiftend ist in der Unterstützung unserer Mitmenschen, weisen unsere Bemühungen darüber hinaus, vornehmlich über Austausch und Reflexion innerhalb der KSP: Wie können wir Interessen organisieren? Dieses höhere Ziel verlangt uns dabei viel Demut und eine hohe Frustrationstoleranz ab, aber Scheitern ist nicht zwecklos, sondern in diesem Kontext ebenfalls lehrreich. Dies nur als kurzer Abriss unserer Reflexion.

Neben Kurzberichten zu den eigenen Projekten und Erfahrungen haben wir uns nämlich in Gruppen (nach Themenfeldern zu Lernen, Mieten und Kultur & Sport) zusammengesetzt, um zu ergründen: Inwieweit werden unsere Erwartungen im Rahmen der aktuellen Projekte erfüllt? Dies ermöglichte einen Austausch über die Grenzen der kleinen Projekte hinweg, jenseits des Alltags-

geschäfts und mit unterschiedlichen Perspektiven der Standorte. So konnten wir uns im größeren Rahmen darüber austauschen, inwiefern wir unserer Erwartung der Lernhilfe beiderseits niedrigschwelliges Angebot gerecht werden. Und auch: Wen organisieren wir eigentlich auf-

» Wir wollen als Lernhilfe über die reine Hausaufgabenbetreuung hinausgehen.«

grund welcher Bedürfnisse? Organisieren wir Ehrenamtliche oder Kinder und ihre Eltern? Realistisch aktuell ersteres, wir streben jedoch nach letzterem. Somit müssen wir uns damit auseinandersetzen, wie wir die Potentiale identifizieren und ausschöpfen, um die Selbstorganisation voranzutreiben. Beispielsweise wie wir Eltern einbinden und den Stadtteil. Oder wie wir dabei unterstützen können, dass eigene Interessen artikuliert werden. Ein Positivbeispiel ist dabei das Interesse der Kinder im Riederwald am musikalischen Lernen, Erfahrungen, die wir als solche identifizieren und aus denen wir uns entwickeln müssen. Wir dürfen keine Scheuklappen tragen: Vielleicht lernen wir doch lieber gemeinsam Klavier spielen, statt Hausaufgaben zu machen? Und vielleicht ist es nicht so schlimm, wenn die Kinder keine Lust auf Hausaufgaben haben, sondern gemeinsam Schach oder Stadt-Land-Fluss spielen möchten. Denn am Ende wollen wir als Lernhilfe über die reine Hausaufgabenbetreuung hinausgehen, uns im Stadtteil selbstorganisieren und so die fehlende Sozialstruktur wiederaufbauen, statt lediglich die Problematiken des zerfallenden Bildungssystems zu kompensieren. Dies zeigt uns also wiederholt, dass die Notwendigkeit der Reflexion nicht im Alltagsgeschäft der Projekte untergehen darf, sondern fester Bestandteil und Priorität sein muss.

Sozialistische Pädagogik? Überlegungen zu Zielen und Methoden der Lernhilfe

von Jann, aktiv bei der Lernhilfe in Leipzig

Auf der letzten Mitgliederversammlung der KSP kam mehrmals die Frage nach den Zielen der Lernhilfe auf und in diesem Zusammenhang ging es auch um Alternativen zu der an deutschen Schulen gängigen Pädagogik. Mit diesem Artikel möchte ich einen Beitrag zu dieser Debatte leisten, die meiner Auffassung nach noch ganz am Anfang steht.

Pädagogik ist notwendig.

Kinder, die die Lernhilfe besuchen, sehen in den ehrenamtlichen Tutoren meistens weitere Repräsentanten gesellschaftlicher Autorität – Erwachsene, die man herausfordern will, deren Grenzen man testen möchte, deren Aufmerksamkeit man einfordert und nur ungern mit anderen teilt. Dass Kinder gegen Erwachsene rebellieren, liegt vermutlich in ihrer Natur und doch stellt uns ihr Verhalten vor ein Problem – wenn die Kinder ihre zwei Stunden Nachhilfezeit dazu nutzen, Handyspiele zu spielen, lernen sie nichts. Wenn sie laut sind, halten sie dadurch diejenigen vom Lernen ab, die lernen wollen. Das ist nicht egal. Als Lernhilfe sollte es uns wichtig sein, dass die Kinder eine solide Grundbildung erhalten, gute Noten bekommen und Kulturtechniken erlernen, mit denen sie sich in der Welt behaupten können. Wenn wir dieses Bedürfnis nicht befriedigen, haben wir keine Daseinsberechtigung.

Als Tutoren sind wir genötigt zu handeln.

Wie handeln wir?

Unser Ziel sollte es sein, dass Lernende Rücksicht aufeinander nehmen und sich im besten Fall gegenseitig unterstützen, dass Kinder lernen, Verantwortung für sich zu übernehmen, dass die Lernhilfe selbst – also auch von den Lernenden – organisiert wird. Den Gründern der ‚Liberation School‘ der Black Panthers Party scheint es gelungen zu sein, einen gewissen Grad an Verantwortungsbewusstsein zu erzeugen. In Artikeln aus den 1970er Jahren berichten Aktivisten von älteren Kindern, welche die jüngeren unterstützen:

At the age of 10-13 children have seen and experienced things for themselves, whereas, they understand the need for their younger brothers and sisters to fully understand why there is a need for Liberation School. We



1973 gründeten die Black Panther die Oakland Community School, um schwarzen und einkommensschwachen Kindern eine gute Schulbildung zu ermöglichen.

call ourselves the Big Family, sing with the rest of our class brothers and sisters all over the world.

Die Kinder der Liberation School, so die Panthers, erkannten durch ihre Lebenserfahrung hindurch die Notwendigkeit einer unabhängigen Institution, für die sie selbst Verantwortung übernehmen. Aber nicht nur die intrinsische Motivation, sondern auch pädagogische Methoden und das Ziel von Bildung überhaupt wurden bei den Panthers diskutiert:

to learn at their own rate of speed, a situation almost totally lacking in the highly competitive atmosphere of the public school system [...] Besides its model approach to education – focusing on teaching the children how to think, not what to think

Zum hier formulierten Ziel von Bildung, der Erziehung zur Fähigkeit zum Denken, lässt sich sagen, dass es im Einklang mit dem sächsischen Lehrplan steht und zumindest formell heute nicht mehr verteidigt werden muss. Zur Methodik: Meine Erfahrung aus zwei Jahren Lernhilfe zeigt, dass es durchaus Kinder gibt, die auf die „competitive atmosphere“ abfahren und am besten lernen, wenn sie sich mit anderen messen können. Genauso wie es Kinder gibt, die sich nach einem strengen Erwachsenen sehnen, der ihnen verbietet mit dem Handy zu spielen. Wieder andere verlangen nach Bilderbuchpädagogik mit viel Geduld und Verständnis. Der Vorteil an einem nachbarschaftlich organisierten Angebot ist, dass wir all das bieten können.

Haben wir als Sozialisten ein besonderes Interesse im Bereich der Pädagogik? Sind wir sozialistische Pädagogen? Ist Reformpädagogik links?

Eine sozialistische Partei müsste Positionen entwickeln, welche die Interessen des Proletariats über Partikularinteressen hinweg vereinen, diese konsequent verteidigen und sie auf das Ziel des Sozialismus beziehen. Vor kurzem erzählte mir eine Mutter, dass ihr die autoritären Schullehrer am liebsten wären, da diese ihr Kind am besten auf die Realität der Arbeitswelt vorbereiten würden. Es ließe sich also durchaus so argumentieren, dass es im Interesse des Proletariats wäre, das humanistische Bildungsideal beiseitezulassen und Kindern stattdessen eine möglichst effiziente Anpassung an die Erfordernisse des Arbeitsmarktes zu ermöglichen. Wie autoritär man dabei ist, ist vielleicht Geschmackssache. Hierzu auch ein Kommentar unter einem Zeitungsartikel von diesem Jahr:

Inwieweit hilft mir Goethe und Schiller zu verstehen bei der Jobsuche oder der Steuererklärung etc.? Der Schrott gehört komplett gestrichen.

» Weder den Kindern noch dem Sozialismus wäre gedient, wenn sie zu liebenswerten Losern heranwachsen. «

Wäre es überhaupt erstrebenswert Kinder im Glauben zu erziehen, sie könnten „at their own rate of speed“ lernen,

wenn sie beim Eintritt in die Arbeitswelt dann doch lernen müssen zu sprinten? Und wäre es unter diesen Umständen nicht sinnvoller, den Kindern das Über- und Unterordnen beizubringen, um ihnen so wenigstens die Chance zu geben, etwas in dieser Gesellschaft zu werden? Weder den Kindern noch dem Sozialismus wäre gedient, wenn sie zu mehr oder weniger liebenswerten Losern heranwachsen. Dennoch scheint in den zum Teil extrem kitschigen Berichten der Black Panthers etwas auf, was wir heute nicht haben und was sie beneidenswert macht:

We can do anything because anything is possible ...We can save the world ...We can bring harmony ... We can make life begin again, you and me.

Die Kinder der Liberation School hatten scheinbar nicht nur die Notwendigkeit einer unabhängigen Institution erkannt, sondern glaubten, dass sie durch ihre Bildung die Welt verändern könnten. Indem die Black Panthers ihren Schülern die politische Realisierung ihrer Wünsche in Aussicht stellten, gelang es ihnen, diesen bürgerlichen Anspruch an Bildung für einen kurzen Moment wieder aufleben zu lassen. Was bedeutet das für uns? Wenn wir wollen, dass die Schüler der Lernhilfe in Bildung mehr sehen, als den Erwerb von Kompetenzen und wenn wir wollen, dass die Schüler verantwortungsvoll mit unseren und ihren Ressourcen umgehen, müssen wir dafür sorgen, dass die Lernhilfe eine wirklich selbstorganisierte Institution mit Kampfkraft für die Interessen ihrer Mitglieder wird. Bis dahin: Stay healthy, Kids!

Neuigkeiten zur Freien Lernhilfe in Freiburg

von Rudi, aktiv in der Lernhilfe Freiburg

Wir sind noch eine kleine Gruppe von fünf Leuten. Zwei von uns sind Mitglieder der Kampagne. Ich nehme uns alle als von der Idee der Lernhilfe überzeugt wahr. Ob diese Überzeugung sich in kontinuierlicher Arbeit umsetzen lässt, muss sich in der Tätigkeit selbst zeigen. Bis jetzt haben wir den Plan gefasst, Lernhelfende anzuwerben und einen Raum zu finden.

Bei der Suche nach Mitstreitern setzen wir gerade auf Studierende, haben aber auch angedacht, Leute im Ruhestand anzusprechen, dann über Rentnertreffs. Zuletzt haben wir uns beim Studierendenrat vorgestellt, damit die Fachschaften uns kennenlernen und wir Unterstüt-

zung mit dem Druck von Flyern bekommen. Die Entscheidung des Studierendenrates steht zum Zeitpunkt dieses Berichtes noch aus. Wir haben uns dagegen entschieden, aktiv zu Flyern, sondern wollen Flyer um die Universität herum ankleben (z.B. auf den Toiletten). Die Raumsuche betreiben wir in Quartiertreffs und Nachbarschaftsläden. Explizit linke Räume erkunden wir gerade nicht. Wir haben uns in zwei Gruppen und dann die Orte unter uns aufgeteilt. Dabei setzen wir als allererstes auf einen direkten Besuch und als zweites auf ein Telefonat. E-mails sind die dritte Option.

Außerdem waren die anstehenden Sommerferien in Baden-Württemberg bei uns Thema. Wir haben uns dafür entschieden pessimistisch davon auszugehen, dass wir

bis zu den Sommerferien keinen Raum und auch nicht genügend Leute gefunden haben. Sollte dem doch so sein, kann die Lernhilfe hier früher starten. Wir haben uns das Ziel gesetzt im September nach den Ferien mit

der direkten Lernhilfe zu starten und die Sommerferien dafür zu nutzen einmal im Monat ein Gespräch für interessierte Eltern anzubieten. Die Stimmung ist gut. Es gibt viel zu tun!

Freiheit und Angst

auch von Rudi

"Gleichwohl sprang ich zum zweiten Mal noch zu kurz und fiel nicht weit vom anderen Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines Armes mich an meinem eigenen Haarzopf, samt dem Pferd, welches ich fest zwischen meine Knie schloss, wieder herausgezogen hätte."

So erzählt der berühmte Lügenbaron von Münchhausen in einer seiner vielen Geschichten. In meinen Augen befinden wir uns gerade in diesem Morast. Mehr noch, wir tasten gerade nach unserem Haarzopf, unsicher darüber, wo er gefunden werden kann am eigenen Körper. Denn den Körper, den gesellschaftlichen, können wir nicht überblicken, nur als Umriss erahnen. Vielleicht konnten wir es nie, vielleicht haben wir im Moment des Sturzes aber auch die Orientierung verloren und jetzt ist unklar wo unten ist und wo oben.

Mit der Angst, tiefer in den Morast zu gleiten, geht die Panik einher und der Druck, denn wenn es nicht richtig angestellt wird mit dem Zopf, dann droht der Tod. Er ist die Angst vor dem ungewissen Ausgang. Das Unbekannte bietet nicht die Sicherheit des Bekannten. Angst ist anstrengend, sie drängt sich auf und entzieht sich zugleich, zieht sich zusammen in der Fantasie des Schreckens.

Als jemand, der die Furcht gut kennt, weiß ich wie schnell sie aufkommt im Wunsch, es „richtig“ zu machen. Da ich schon einige Monate darüber nachdenke und im Beginn der konkreten Arbeit in der Lernhilfe merke, wie hinderlich und unwichtig für die Arbeit das Umkreisen des eigenen Ichs ist, wollte ich meine Gedanken hier teilen.

Was hat das mit der Kampagne zu tun?

Auf der einen Seite wollen wir uns darin üben für die unabhängige Organisation der Interessen der Menschen nützlich zu sein und dadurch nützlich für die Frage des Sozialismus, der Freiheit. Auf der anderen Seite sind wir unschlüssig über das „Wie“ dieses ganzen Zusammen-



Josef Hegenbarth: Münchhausen zieht sich und sein Pferd an den Haaren aus dem Sumpf, um 1950

hangs. Wie soll unabhängig organisiert werden? Wie (und ob) hat die Frage des Sozialismus mit dieser Organisation zu tun? Wie stoßen wir auf die Fragen, die wir noch gar nicht kennen, weil sie sich uns noch nicht stellen? Wie übersehen oder verdrängen wir sie nicht?

Um dieses Wie besser fassen zu können, müssen wir erst einmal etwas tun. Welche Urteile wir darin treffen, was wir als nützlich und was als unnützlich betrachten, ist geleitet von unserer jeweiligen Intuition im Austausch mit den Intuitionen und Ideen derer, mit denen wir arbeiten. Das beinhaltet notwendig die Möglichkeit Fehler zu machen. Intuition ist nicht Gewissheit. Der Grad dieser Fehler, wie tiefgehend, also schädlich, sie waren, ist im Vorhinein unbekannt. Man muss erstmal durch den Wust hindurch und in der Rückschau werden die Zusammenhänge erkennbar.

Mehr noch ist es wahrscheinlich so, dass es Leute gibt, die mehr Erfahrung angesammelt haben und die wir

noch nicht kennen. Vielleicht drücken sie diese praktischen Erfahrungen aber auf eine Art aus oder ordnen sie auf eine Weise ein, die uns fremd erscheint, möglicherweise sogar entgegen unseren eigenen Ideen und Intuitionen.

Ganz praktisch

Von dem, was ich bis jetzt über die Aktivitäten in anderen Städten weiß, befinden wir uns immer noch an dem Punkt viele der absoluten Basics zu lernen. Jedenfalls stelle ich das an mir selbst und in der Arbeit hier in Freiburg im Zusammenhang der Lernhilfe fest. Zwei elementare Bausteine, „basics“, sind Verbindlichkeit und Verantwortungsübernahme. Verbindlichkeit ist in meinen Augen notwendig, um die Aktivität überhaupt stetig zu machen, bei Wind und Wetter, schlechter Laune und Frust. Verantwortungsübernahme ist notwendig im Sinne der Selbstständigkeit und Mündigkeit. Aus Jahren linkem Aktivismus kenne ich die Momente gut, an denen es im Plenum darum ging sich für eine Aufgabe zu melden, aber erstmal eine lange Weile von stiller Zurückhaltung durch den Kreis geht (Obwohl wir uns doch die Entschlossenheit und Überzeugung stets bekunden ...). Meistens sind es dann die immergleichen Kandidaten, die es nicht mehr aushalten, und die Hand heben. Das Ungleichgewicht wird damit erhalten.

Die Frage, wann man faul ist und wann man sich schont, ist aber tatsächlich eine schwierige. Mehr zu tun gibt es immer, aber wann war es genug? Es geht also bei Verantwortungsübernahme auch darum die eigenen Kräfte und Grenzen kennen zu lernen. Schuldgefühle und Selbstgeißelung sind dabei in meiner Erfahrung unnütz, denn sie verklären den Blick, während übertriebene Aufgabenübernahme zu Überforderung und Überarbeitung führt, also ebenfalls den Blick für die eigene Kraft verklärt. Dabei verstehe ich unseren Versuch auch als das nüchterne Reflektieren über unsere Möglichkeiten, bzw. dieses Reflektieren zu lernen und zu schärfen. Gleichzeitig nehme ich an, dass es keine goldene Mitte zwischen den beiden Polen geben wird. Die Waage tendiert mehr zum einen oder zum anderen.

Kunst und Fehler

Im letzten Theater-Projekt, bei dem ich der Regie assistierte, bevor ich der Institution Theater erstmal meinen Rücken zukehrte, habe ich sehr konkret erlebt, wie schwierig es einer Gruppe fällt mit dem massiven Druck, den das Unbekannte im Anspruch, es „richtig“ zu machen erzeugt, umzugehen. In diesem Falle die Kunst richtig zu machen. Der überforderte Regisseur,

selbst im Dunkeln tastend, schürte die Angst unter den Schauspielenden, indem er immer wieder versuchte, das Stück so zu inszenieren, dass es „funktioniert“. Versuche die ins Ungewisse gingen, ließ er nur bedingt zu und nahm er oft wieder zurück. Seine eigene Angst übertrug er damit auf die Schauspielenden. Als Schauspieler weiß ich, dass die Angst sowieso ein steter Begleiter im Spielen ist, und konnte mitansehen, wie sich die beiden Seiten immer mehr aneinander frustrierten und zerstritten. Als er weg war, sagte ich der Gruppe kurz vorm Beginn der 2. Aufführung, dass wir das Stück jetzt spielen müssen, egal wie die Probenzeit war, aber dass wir es ab jetzt zusammen und zu unserem eigenen machen. Sie sollen ausprobieren, so viel sie wollen, da ich ihren Einschätzungen vertraue, ich würde dabei mit ihnen nach dem Stück reflektieren und ihnen Versuche spiegeln. Ich konnte spüren, wie sich die Stimmung im Raum entspannte.

Warum schreibe ich diese Geschichte? Sie ist eine der vielen Erfahrungen als Künstler, dass die Angst nur schädlich ist, nie hilfreich. Sie blendet, lähmt, macht fest in der Fantasie und im Körper.

» Die Begegnung mit Menschen beinhaltet immer ein ganzes Stück Kunst, ein Stück Nicht-Wissen, ein Stück Angst. Sie beinhaltet auch ein Stück Freiheit. «

Übertragen auf die Kampagne, denke ich, die Begegnung mit Menschen beinhaltet immer ein ganzes Stück Kunst, ein Stück Nicht-Wissen, ein Stück Angst. Sie beinhaltet auch ein Stück Freiheit. Menschen sind keine Automaten, man steckt nicht einfach eingeübte Vorgänge in sie hinein und bekommt das gewünschte Ergebnis heraus. Sicherheit gibt es nur bedingt. Mehr noch, das Scheitern als Möglichkeit, also der Fehler, vielleicht sogar ohne das eigene Zutun, ist immer präsent. Gegen das Scheitern kann sich nicht immunisiert und nicht isoliert werden. Entgegen dem Perfektionswahn, der uns an allen möglichen Ecken begegnet, ist die Frage nicht, ob Fehler gemacht werden, sondern wie mit den Fehlern umgegangen wird. Wir werden sicher auf dem Weg viele Fehler machen, leichter hinter sich zu lassende, aber auch massive. Solche, die uns weh tun und die wir bereuen, bei denen wir uns die Haare raufen und uns übereinander ärgern. Aber die Angst wird uns vor ihnen nicht schützen.

Keine halben Sachen

von Odie, aktiv in Berlin

Ehrlich gesagt bin ich sehr erleichtert, diesen April nach einem Jahr des Suchens und Erkundens in den sicheren Hafen der langfristigen Projektarbeit eingelaufen zu sein. In einer staatlichen Bibliothek unweit meiner Wohnung unterstütze ich nun einmal wöchentlich einige Grundschüler bei den Hausaufgaben. Warum mir das nicht genug ist, erkläre ich gleich. Erstmal will ich berichten:

Als KSP-Mitglied ist mir die Freie Lernhilfe schon länger bekannt, außerdem arbeite ich seit Neuestem als Schülhelfer an zwei Schulen in Berlin-Charlottenburg, an denen es viele Schüler mit Förderbedarf gibt, die kaum Unterstützung erhalten. Da es sowohl ein funktionierendes Konzept und ein reales Bedürfnis gab, entschied ich mich, eine Freie Lernhilfe in meiner Nachbarschaft anzubieten. In einem linken Netzwerk-Chat erwähnte ein Account, dass er in Kreuzberg kostenlose Nachhilfe anbietet - ich schrieb ihn direkt an und besuchte ein paar Tage später das Nachhilfeangebot, das in einer Bibliothek am Kottbusser Tor stattfand. Hinter dem Account verbarg sich ein kurdisch-deutscher Physik- und Mathematiklehrer, der zusammen mit seinem vielleicht zehn Jahre jüngeren, ebenfalls kurdisch-deutschen Mitstreiter schon seit über einem Jahrzehnt wöchentliche kostenlose Nachhilfe in der gleichen Bibliothek anbietet. Sie erhalten durch den Europäischen Bildungsfonds eine Aufwandsentschädigung, beide schienen aber in ihrem Job bereits genug zu verdienen und die Nachhilfe primär als altruistisches zivilgesellschaftliches Engagement zu verstehen. Alles schien sehr vertrauensvoll und organisch zu laufen, das Angebot wurde gerne und von vielen lokalen Kids in Anspruch genommen.

Ich hatte vor unserem Treffen gar nicht daran gedacht, eine Bibliothek als Ort anzufragen. 100m von meiner Wohnung gibt es eine Stadtteilbibliothek, die immer wieder Seniorentreffen, Schach- und Go-Gruppen, Workshops und Ferienprogramme für Kinder etc anbietet. Die Leiterin der Bibliothek kennt mich und meine älteste Tochter schon seit Jahren und war von meinem Angebot, kostenlose Hausaufgabenhilfe zu geben, total begeistert - das habe man schon lange im Programm haben wollen. Ich wurde weder nach Führungszeugnis noch anderen bürokratischen Hürden gefragt, sondern konnte sobald ich bereit sein würde anfangen.

Damit war der erste Ort, den ich an fragte, ein Volltreffer. Da das Angebot so organisch als Austausch innerhalb der Nachbarschaft entstanden war, entschied ich mich dagegen, die Hausaufgabenhilfe direkt unter dem Branding „Freie Lernhilfe“ zu machen, und erstellte mit der Hilfe meiner Partnerin ganz simple Flyer, die einfach das Angebot bewerben und um weitere ehrenamtliche Unterstützung bitten. Den Druck von ca. 100 Flyern übernahm die Bibliothek.

Schon für die erste Sitzung konnte ich meine über 80-jährige Nachbarin als Mitstreiterin gewinnen. Glücklicherweise ist sie nicht nur absolut kognitiv fit, geduldig und uneingeschränkt zuverlässig; im Gegensatz zu mir ist sie sogar dem in der Grundschule verlangten Niveau in Mathematik gewachsen. Einige andere Leute haben Interesse signalisiert, ohne dann teilzunehmen, aber sie ist jeden Dienstag um 15:00 da, pünktlich wie die Maurer. Ich weiß nicht, was ich ohne sie täte. In verschiedenen lokalen WhatsApp- und Signal-Gruppen für Eltern bewarb ich das Angebot, ebenso im direkten Gespräch mit bekannten und befreundeten Eltern oder potentiellen Helfern - es traf auf viel Interesse und Zuspruch.

Auch an der Schule meiner Tochter und der, an der ich arbeite, habe ich Flyer ausgeteilt und die Hausaufgabenhilfe beworben. Zu unserer großen Freude kamen schon zur ersten Sitzung insgesamt vier Kinder, die zusammen mit meiner Tochter bei uns Hausaufgaben machten. In allen Fällen scheinen ihre Eltern über den Aushang in der Bibliothek auf das Angebot aufmerksam geworden zu sein. Nach getaner Arbeit konnten die Kinder dann nach Büchern stöbern, die Computer benutzen oder Spiele spielen, die Eltern konnten mit jüngeren Geschwistern die Bibliothek erkunden, während die Schulkinder lernten. Eine Bibliothek ist wirklich aus vielen Gründen ein sehr geeigneter Ort.

Nach der ersten Sitzung war ich sehr positiv gestimmt, froh, kein wochenlanges Warten in leeren Räumen durchstehen zu müssen und zuversichtlich, dieses Angebot ab jetzt jede Woche für eine lange Zeit anbieten zu können. Seitdem sind sechs Wochen vergangen, in denen ich und meine Mitstreiterin jeden Dienstag unterrichtet haben. Zwei Schwestern kommen immer, bringen gelegentlich ihre Freundinnen mit und werden von sporadisch dazu stoßenden Kindern aus der Nachbarschaft ergänzt.

Leider ist es bisher nicht gelungen, die Kinder, mit denen ich beruflich Förderunterricht an der Grundschule mache, in die Hausaufgabenhilfe einzubinden. Die Kinder würden gerne, aber oft sind ihre Eltern nicht willens und/oder fähig, sie einmal wöchentlich zur Bibliothek zu bringen. Als Papa von drei Kindern, der viele Verpflichtungen und wenig Kohle hat, weiß ich nur zu gut, wie hart es ist, selbst einfache und seinen Kindern sehr zuträgliche wöchentliche Routinen aufrechtzuerhalten. Wenn Sprachbarrieren, Substanzmissbrauch oder mentale/körperliche Krankheit dazu kommen, sieht es düster für die außerschulischen Aktivitäten der Kinder aus. Ich suche weiterhin nach Wegen, die Kinder einzubeziehen, die am meisten Hilfe brauchen.

Ich bin froh, jetzt von etwas berichten zu können, wenn ich nach „meinem“ Projekt gefragt werde. Es ist ein wenig wie das Gefühl, nach einer langen Arbeitslosigkeit wieder einen Job zu haben. Man wird vielleicht nicht reich, aber wenigstens sehen die Nachbarn dich morgens losgehen und nachmittags wiederkommen. Denn auch wenn man der KSP beiträgt, um Arbeit in zivilgesellschaftlichen Initiativen zu machen, entwickelt sich schon irgendwie die Dynamik, dass man Arbeit in zivilgesellschaftlichen Initiativen macht, um in der KSP bleiben zu können. Das mag eine Mittel-Zweck-Umkehrung sein, aber immerhin ist sie produktiv.

In seinem (auch auf die KSP) einflussreichen Artikel von 1973 zur „Anatomie der Mikro-Sekte“ schlägt der amerikanische Marxist Hal Draper vor, ein jeder Sozialist sollte in seinem privaten Umfeld, im Betrieb etc „kleine sozialistische Zirkel“ bilden und vernetzen. Die Art und Weise, wie wir als KSP diesen Auftrag verstehen, ist natürlich mit ihren eigenen Eigenwilligkeiten behaftet. Das scheint mir für eine Sekte, die mehr als eine Sekte sein möchte, unvermeidlich. So haben wir unsere eigene, von keinem Mitglied absichtlich gesetzte, organisch generierte Verdinglichung (eine „unmittelbare Anschauung“ eines isolierten Momentes, die das Werden, die Beziehungen, die Vermittlung, die Widersprüche ausblendet) der Strategie für den vopolitischen Aufbau.

Es wäre natürlich auch eine ganz andere Verdinglichung denkbar. Ich will ein Beispiel geben: Ein guter Freund und Genosse aus der Kampagne arbeitet im Einzelhandel, wo er beim Rest der Belegschaft durch seine Tatkraft, Klugheit und Zuverlässigkeit schnell zum Vertrauensmann wurde und selbstverständlich nach Kräften agitiert. In einer fiktiven Version der Kampagne, deren verdinglichte Strategie auf den Aufbau von revolutionären Zellen im Betrieb orientiert, wäre das jetzt „sein“ Projekt. Auf der KSP-Landkarte plopt dann der Name des Discounters

irgendwo in Süddeutschland auf – so weit reichen unsere Tentakel schon, tief in die produktive und reproduktive Basis der BRD.

Wie die Dinge stehen, erwähnt er diese Aktivität im KSP-Kontext so gut wie nie, „sein“ Projekt ist der Aufbau einer Freien Lernhilfe - das geht immer, wie man ja auch bei mir sieht. Tatsächlich sind aber beides „seine“ Projekte, „seine“ Aktivität, genauer gesagt der Versuch eines Sozialisten, die Gesellschaft kennenzulernen und in ihr zu wirken. Auch ich bin permanent auf der Suche – gerade verfolge ich zusätzlich zur Hausaufgabenhilfe zwei weitere mögliche, „richtige“, (verdinglichte wenn man so will) Projekte, von deren ersten Erfolgen oder tragischem Scheitern ich im nächsten Newsletter berichten werde. Genau wie die Hausaufgabenhilfe entspringen die Projektideen der Triangulierung von sowohl persönlich beobachteten als auch medial vermittelten sozialen Missständen, Praxiserfahrungen aus dem KSP-Umfeld und meiner eigenen Lebensrealität.

» Wir sollten permanent stöbern, zuhören, planen, reflektieren und besonders probieren. «

Ich denke, wir dürfen in diesen Dingen nicht zu beschränkt denken und unsere Aufgabe der Selbstausbildung ganzheitlich sehen. Die KSP Peer Pressure, eine regelmäßige, vorzeigbare Aktivität aufzunehmen, um Teil vom Klub sein zu können, ist nützlich, damit man nicht nur tote linke Pseudoaktivität macht oder anderweitig seine Zeit verschwendet, statt ins Machen zu kommen. Aber das ist nicht genug – genauso wenig wie die Bildung, die man an einer Berliner Grundschule erhält, genug ist, um ein zivilisierter Mensch zu werden. Wir sollten permanent stöbern, zuhören, planen, reflektieren und besonders probieren. Unsere Aufgabe ist zu ernst, als dass wir uns mit einseitigen Anschauungen und halben Sachen zufrieden geben dürfen.

Betreuungsinseln im Streik – hier bleibt jeder lieber allein

von einer Aktiven aus dem Projekt in Berlin

Im Winter 25/26 waren die Kita-Beschäftigten der landeseigenen Kitas von Berlin zusammen mit anderen Bereichen des öffentlichen Dienstes im Arbeitskampf für höhere Löhne. Jedes Mal, wenn Erzieherinnen streiken und die Kitas zumachen, stellt sich die Frage: Wohin mit den Kindern? Die meisten Eltern sind arbeitstätig und geraten unter Druck, wenn die Kita mal wieder ausfällt. Denn die Kita fällt nicht nur aufgrund von Streiks aus, sondern auch oft genug im Alltag aufgrund von personellen Engpässen. Eltern wissen dann oft nicht, wie sie ihr Kind betreut bekommen sollen. Oft leben die Großeltern nicht in der gleichen Stadt oder man kennt nicht mal mehr die eigenen Nachbarn, die man vielleicht bitten könnte. Erzieherinnen erzählen oft, dass Familien früher viel öfter ein soziales Netz hatten und die Abhängigkeit von der Institution Kita nicht so groß war, wie sie das heute ist. Die Familien innerhalb der Kita kannten sich mehr und es war normaler für die Kinder die Nachmittage gemeinsam mal bei der einen Familie, mal bei der anderen Familie zu verbringen. Heute seien Eltern beruflich so enorm eingespannt, dass sie kaum Freizeit in die Kita und die sozialen Beziehungen investieren könnten. Soziale Aktivitäten in der Kita wie Kuchenbasare, Gartenaktivitäten, Feste etc. seien stark zurückgegangen. Oft gibt man das Kind nur schnell ab, in der Hoffnung, dass es keinen Stress macht, damit man schnell zur Arbeit kommt, und nachmittags holt man es schnell ab, weil man irgendwie den Alltag zuhause noch organisiert kriegen muss.

Natürlich ist das pauschalisierend beschrieben, aber es ist eine Tendenz, die sich immer stärker abzeichnen scheint und die nach der Notwendigkeit zivilgesellschaftlicher Organisation zu schreien scheint. Und so war die Projektidee geboren: Wir bauen gemeinsam mit den Familien, Nachbarn, Unterstützern, usw. Betreuungsinseln in den Kiezen auf für gegenseitige Hilfe nicht nur an Streiktagen, sondern auch im Alltag. Wäre es nicht viel schöner, gemeinsam die Kinder zu betreuen, Vertrauen zueinander aufzubauen, sodass man sich zukünftig abwechseln kann mit der Betreuung, wenn's mal wieder eng wird in der Kita, statt, dass sich jeder alleine mit den gleichen Problemen rumschlagen muss? Übrigens war genau das bereits geschehen in vorherigen Streiks in einer der landeseigenen Kitas: Eine Mama, die die Elternschaft ihrer Kita bis dahin kaum kannte, organisierte sich über eine WhatsApp-Gruppe mit den an-



Die Betreuungsinseln bringen Familien, Nachbarn und Unterstützer:innen in Berliner Kiezen zusammen, um Kinder an Streiktagen und im Alltag gemeinsam zu betreuen und gegenseitige Hilfe aufzubauen.

deren Eltern, um gemeinsam die Betreuung ihrer Kinder an Streiktagen zu organisieren. Ein Elternteil nahm 3-4 Kinder mit zu sich nachhause und beim nächsten Mal war wer anderes dran. Sie berichtete, dass die Streikphase die Familien total eng zusammengeschweißt habe und sie dadurch neue Freundschaften gewonnen habe, wovon sie bis heute profitiere. Sie haben beispielsweise auch bei einer Kirche mit Spielplatz in ihrem Kiez angefragt, ob diese früher öffnen könne, damit sie mit den Kindern dorthin gehen können. Die Kirche sagte zu und half dann sogar bei der Betreuung mit, wenn die Eltern, die mobil arbeiten konnten, z.B. in Meetings mussten. Diese Geschichte von nachbarschaftlicher Hilfe fanden wir sehr inspirierend und beschlossen, die Idee auszuweiten und in anderen Kiezen den Anstoß zu weiteren sogenannten Betreuungsinseln zu geben. Von den Kita-Beschäftigten wurde diese Idee begrüßt, da diese jedes Mal, wenn gestreikt wird, von einem schlechten Gewissen geplagt werden – gerade, wenn Eltern die Beschäftigten darum bitten, nicht zu streiken, da sie sonst ihren Job verlieren würden aufgrund hoher Fehlzeiten bei der Arbeit. So konnten die Kita-Beschäftigten die Eltern auf die Betreuungsinseln verweisen und die Verantwortung zurückgeben, ohne sich schuldig zu fühlen, man habe die Familien ins Nichts fallen lassen.

Natürlich gab es Diskussionen darum, ob die Organisation von Betreuungsinseln nicht den Streik torpedieren würde. Es ginge doch genau darum, zu zeigen, dass wenn Kita-Beschäftigte streiken, dies Auswirkungen auf die Wirtschaft habe. Allerdings sind die Auswirkungen kaum messbar, da die Streiks zum einen nur die landeseigenen Kitas betreffen, was nur 20% der Kita-Land-

schaft ausmacht und zum anderen suchen und finden die Eltern individuelle Lösungen für die jeweiligen Streiktage. Genau an dieser Vereinzelnung der Problemlösungssuche wollten wir ansetzen und mit dem Projekt eine kollektive Herangehensweise anstoßen.

Im ersten Schritt begannen wir mit der Suche nach Aktiven. Neben KSP-Aktiven schlossen sich u.a. Stadtteilkomitees, Aktive des Bündnisses *Berlin steht zusammen* und Aktive der Linkspartei zusammen. Es wurden öffentliche Räume wie Jugendzentren, Familienzentren, Nachbarschafts- und Stadtteilzentren, Kirchengemeinden, Parteibüros, usw. angefragt und bereits im ersten Schwung hatten wir Zusagen von mehr als zehn Räumen in den unterschiedlichen Bezirken Berlins. Wir schalteten uns in Videokonferenzen mit Eltern und Kita-Beschäftigten zusammen, um zu besprechen, was die Familien bräuchten und woran man denken müsste.

» Das Thema des Aufbaus von Vertrauen war eines, das uns kontinuierlich begleitete. «

Und das ist gar nicht so wenig, fiel uns schnell auf: Wie sind die Räume ausgestattet? Gibt es eine Küche? Gibt es Essen für die Kinder? Oder gibt es Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe, wo man spontan was zu essen und trinken besorgen kann? Sind die Sanitäreinrichtungen kindgerecht? Gibt es Wickel- und Stillmöglichkeiten? Gibt es Spielzeug? Gibt es einen Arbeitsplatz für mobil arbeitende Eltern, sprich Steckdosen, Tische, Stühle, WLAN? Und wer macht eigentlich die Betreuung? Sind das die Aktivist:innen? Können die das überhaupt? Oder machen das die Eltern? Können vielleicht doch Erzieher:innen an den ersten Tagen unterstützen, um erstmal einen vertrauensvollen Rahmen für die Familien zu schaffen? Wer haftet, wenn den Kindern was passiert? Die Stadtteilkomitees kümmerten sich um anwaltliche Hilfe, um Schriftstücke wie eine Einverständniserklärung und einen Haftungsausschluss zu erstellen, die Eltern unterschreiben sollten, wenn sie ihre Kinder bei einer Betreuunginsel unterbringen wollten. Das war erstmal eine gute Entlastung für Aktivist:innen, die mithelfen wollten, sich aber rechtlich unsicher waren. Schnell war aber auch klar, dass die Aktivist:innen ohnehin nicht allein die Kinder betreuen würden. Wer gibt schon sein Kleinkind in wildfremde Hände ab? Das Thema des Aufbaus von Vertrauen war eines, das uns kontinuierlich begleitete. Symptomatisch dafür war ein Streit, der in der WhatsApp-Elternnetzungsgruppe entbrannte. Ein Vater machte darauf aufmerksam, dass einige der Räumlich-

keiten vom Bund der Kommunist:innen betrieben werden und warnte vor ideologischer Indoktrinierung. Auch eine der Geschäftsleitungen bekam Wind davon und drohte den Kita-Beschäftigten arbeitsrechtliche Konsequenzen an, würden sie Flyer der Betreuungsinselflyer verteilen. Daraufhin distanzierte sich eine Betriebsgruppe von den Stadtteilkomitees, aus Angst davor mit „Extremisten“ in einen Topf geworfen zu werden. Dies zeigte uns, dass das kommunistische Label in diesem Fall eher schadete, als dass es nützte. Es bestärkte uns darin, die Betreuungsinselflyer nicht als „unser KSP-Projekt“ aufzubauen, sondern als ein Projekt, das an einem konkreten gesellschaftlichen Bedürfnis ausgerichtet ist, für das sich Menschen, egal welcher politischer Orientierung, zusammenfinden.

Insgesamt wurden die Betreuungsinselflyer jedoch nur von wenigen Familien an den Streiktagen genutzt. Wir hätten am Anfang gedacht, dass der Andrang viel größer wäre. Aber es stellte sich heraus, dass viele Kita-Beschäftigte nicht streikten, sodass in vielen Kitas min. eine Notbetreuung angeboten wurde. Einer der Gründe war, dass viele Fachkräfte nicht für mehr Geld streiken wollten. Ein anderer Grund waren die sinkenden Kinderzahlen in Berlin und die daraus resultierenden Personalüberhänge, die dazu führten, dass die Fachkräfte Angst um ihren Arbeitsplatz hatten. So entstand in den meisten Kitas keine wirkliche Not für die Familien sich um Alternativen kümmern zu müssen. Aus vereinzelt streikstarken Kitas meldeten sich Eltern in Vernetzungsschats für die Betreuungsinselflyer und erkundigten sich nach dem Angebot. Grundsätzlich begrüßten sie das Projekt. Einige äußerten jedoch die Sorge, dass ihre Kinder wahrscheinlich nicht handelbar sind für nicht ausgebildete Fachkräfte. Der Aufwand und die Planung seien mehr, als wenn man „einfach und bequem“ zuhause in seinen eigenen vier Wänden die Betreuung seines Kindes übernehmen würde. Auch wenn es den Kindern wahrscheinlich gut tun würde, zusammen mit anderen den Tag zu verbringen, als allein mit einem Elternteil. Es wurde klar: Die Eltern müssten erstmal investieren, bis es sich langfristig auszahlen könnte.

Aber auch für die Aktivist:innen stellte sich heraus, dass der organisatorische Aufwand groß ist. Die Streikankündigung kam meistens eine Woche vorher. Das heißt man selbst musste flexibel sein und dann innerhalb einer Woche alles organisieren: Alle Räume fragen, ob diese an dem Streiktag verfügbar waren, sich selber freischaufeln, um vor Ort sein zu können, usw. Dies war ein weiterer Hauptdiskussionspunkt im Projekt: Sollten wir den Eltern einfach nur die Räume kommunizieren und sie kümmern sich um den Rest – was allerdings nicht

wirklich passierte – oder sollten wir ein richtig gutes Angebot, mit Mittagessen und Spielaktivitäten machen, um es den Familien so niedrigschwellig wie möglich zu machen? Wäre das zu viel Serviceleistung statt Förderung von Selbstorganisation? Oder wäre das die Grundvoraussetzung, um überhaupt einen Organisationsprozess in Gang zu kriegen, weil die Familien sonst ohnehin nicht kommen würden?

Diese Fragen bleiben erstmal ungeklärt. Die Streikphase ist vorbei und in unserer Auswertung haben wir festgestellt, dass die vielleicht etwas romantisierte Vorstellung von gegenseitiger Nachbarschaftshilfe in unseren Köpfen einfach erschien, aber sich doch als viel umfangreicher herausstellte, als wir zu Beginn dachten.

Money makes the world go round? Das Leipziger Restaurantprojekt finanziert sich zugrunde

von Günther, aktiv im Restaurantprojekt in Leipzig

Im März 2025 hat sich die erste Formation unserer Restaurantprojektgruppe zusammengefunden, um ein gemeinschaftsgetragenes, auf Ehrenamt basiertes Restaurant in Leipzig aufzubauen. Seither hat sich das Team mehrmals geändert, ist geschrumpft und gewachsen und hat unterschiedliche Stadien durchlaufen - ist aber ohne größere Unterbrechung aktiv geblieben. Obwohl es noch kein Restaurant gibt und ein Eröffnungstermin nichtmal in Sichtweite ist, wurde durch die bisherige Aktivität klar: Das Restaurantprojekt reizt bereits in seiner Anlage die Grenzen des widerspruchsfreien Bewegungsspielraums unabhängiger zivilgesellschaftlicher Praxis aus. Schon jetzt geraten wir in frustrierende Konflikte mit den großen Antagonisten: Staat und Kapital. Unser Vorhaben unterscheidet sich von allen anderen bisherigen Projekten, die unter Beteiligung von KSP Aktivistinnen und Aktivistinnen das Licht der Welt erblickten in dem Punkt, dass wir abhängig von einem eigenen Raum sind und ein unmittelbarer Finanzierungsdruck entsteht. Es geht hierbei um Fragen, die unabhängige Organisationen, wenn sie wachsen und gedeihen, früher oder später vermutlich allesamt ereilen werden. Wie die existenziellen Kosten eines zivilgesellschaftlichen Projekts finanzieren? Für uns im Restaurantprojekt steht diese Frage gleich zu Beginn des Prozesses.

Schon früh gab es die Idee mittels Crowdfunding das Gros der notwendigen Kosten zu decken. Diese Herangehensweise scheint adäquat: eine Community kann

Eine der Haupthypothesen, die wir aufstellten, war, dass die treibenden Kräfte für den Aufbau von Betreuungsinseln betroffene Eltern sein müssten, damit das wirklich funktionieren kann – wie das Beispiel der einen Mama, das oben erwähnt wurde. So etwas „künstlich“ von außen aufzubauen, ohne selbst betroffen zu sein oder ohne guten persönlichen Kontakt zu den betroffenen Familien und somit ohne eine Vertrauensbasis, braucht wahrscheinlich viel mehr Zeit, als nur eine kurze Streikphase. Aber wenn man als Aktiver nicht betroffen ist, ist es auch umso schwieriger dran zu bleiben. Ist es dann das richtige Projekt, wenn es so schwierig ist, dran zu bleiben? Oder ist die Lehre für uns als KSP-Aktive, dass wir stärker in Richtung Politik der ersten Person denken sollten?



Das Nachbarschaftsrestaurant möchte einen selbstorganisierten Ort schaffen, an dem alle Bewohnerinnen und Bewohner eines Stadtteils sich begegnen, zusammen kochen und sehr günstig essen können.

durch kollektiven Zusammenhalt etwas stemmen. Von einem Mitglied unseres Teams, der entsprechende Vorerfahrungen mitbringt, konnten wir lernen, was für ein erfolgsversprechendes Crowdfunding nötig ist. Das Aufkommen von Crowdfunding-Kampagnen hat in den letzten Jahren stark zugenommen, es gibt unzählige Gruppen und Initiativen, die auf diesem Wege versuchen an Geld zu kommen. Aber die Spendenkapazitäten der Menschen sind begrenzt. Man kann also von einem Crowdfunding-Markt sprechen und um eine Chance zu haben, muss man überzeugend sein. Dafür braucht es eine ausgeklügelte Werbestrategie, kuratierte Darstellungsmechanismen und ein langfristiges Aufbauen einer Followerschaft. Um ernstgenommen zu werden, muss eine Identity samt Corporate Design etc. entwickelt werden. All das gelingt dann gut, wenn das zu ver-

marktende Anliegen attraktiv ist. Es empfiehlt sich also jene Seiten des Projekts hervorzuheben, die sich am besten inszenieren und verkaufen lassen. Noch weiter: wo das inhaltliche Profil des Vorhabens noch gar nicht geschärft ist, da liegt es nahe, Entscheidungen so zu treffen, dass sie für die Selbstbewerbung günstig sind.

Kurzum: es findet ein Anreiz-Mechanismus statt, der dazu motiviert, das komplette Vorhaben sukzessive am eigenen Vermarktbarkeitspotenzial zu orientieren. Was dabei bloße Außendarstellung ist und was tatsächliche Substanz des Projekts, ist kaum mehr zu unterscheiden. Letzteres wird dergestalt kommodifiziert und begibt sich in die allgemeine Prägeanstalt sämtlicher Unternehmungen im Kapitalismus – dem Markt. Aus einem Zusammenschluss von Leuten, die in einer Nachbarschaft etwas Gemeinwohlorientiertes anstoßen wollen, werden notgedrungen Marktstrategen mit Agenturgeist. Plötzlich entwickeln wir Suggestionsfähigkeiten, wo wir den Leuten doch gar nichts vormachen wollen, und dichten wohlklingende Slogans, wo wir doch ehrliche Gespräche mit Menschen führen möchten.

» Plötzlich entwickeln wir Suggestionsfähigkeiten, wo wir den Leuten doch nichts vormachen wollen, und dichten wohlklingende Slogans, wo wir doch ehrliche Gespräche führen möchten «

Also doch kein Crowdfunding? Ein alternativer Weg könnte sein, über Projektförderungen an Gelder zu kommen. Die allermeisten Mittel in diesem Bereich kommen vom Staat und schmelzen seit geraumer Zeit immer weiter zusammen (worin auch der Grund für die Konjunktur von Crowdfunding-Kampagnen zu vermuten ist). Sie sind außerdem an jede Menge Bedingungen geknüpft. Das Leipziger Restaurantprojekt hat grundsätzlich entschieden nicht langfristig vom Wohlwollen von Fördergebern abhängig sein zu wollen – demnach kommt für uns nur eine Einmalförderung in Frage, sozusagen als Startkapital, keine permanente Finanzierung. Das Ganze ist trotzdem nicht so leicht. Wer Geld erhalten möchte, soll sich verpflichten, managen lassen, dabei die Marke des Geldgebers nach außen tragen und sich zu den Losungen des Systems bekennen. Die eigene sogenannte „Förderfähigkeit“ wird erkaufte durch das Versprechen die Füße still zu halten. „Demokratische Werte stärken“, wie es in einigen Förderrichtlinien heißt,

meint hier nicht Selbstbestimmung der Massen, wie es Sozialisten und Sozialistinnen dünken könnte, sondern Konservieren des gesellschaftlichen Status Quos, Festigung des Apparats. All das scheint unvereinbar mit dem Anspruch einer wirklich unabhängigen und handlungssouveränen Organisation, wie sie den Interessen der arbeitenden Mehrheit doch angemessen sein müsste.

Förderung also auch kein Weg? Ein Weiteres sind rechtliche Fallstricke bei der Frage, inwieweit es im bürgerlichen Recht überhaupt eine Körperschaft gibt, der zugestanden wird, ein nicht-gewinnorientiertes Restaurant zu betreiben. Allerlei buchhalterische Imperative stellen hier sicher, dass niemand zu sehr abweicht und um die wirtschaftliche Verteilungsideologie herumkommt. Es soll an der Stelle nicht zu tief in bürokratische Details vorgedrungen werden, aber man kann zusammenfassend sagen, dass es unserem Projekt auch hier alles andere als leicht gemacht wird. Nach eingehender Recherche und Beratung versuchen wir gegenwärtig einen gemeinnützigen Verein zu gründen. Im ersten Anlauf wurde dies Seitens des Finanzamts abgelehnt. Ob es doch noch gelingt und die Ämter uns gewähren lassen, muss sich zeigen.

Schon die elementaren Vorbereitungen für den Projektstart scheinen Themen zu berühren, die für ein Erforschen der Möglichkeiten zivilgesellschaftlicher Organisation von Belang sind und ein Stück weit verallgemeinert werden können. Aus meiner Sicht als KSP-Mitglied arbeiten wir also nicht am Start eines Projektes, sondern sind gewissermaßen bereits mitten drin, es sind lehrreiche Lektionen: Wer nicht adäquat an der vorherrschenden Ideologie – das heißt am Konkurrenzprinzip – teilnimmt, wird sanktioniert (Körperschaft). Wer Mittel für ein entsprechendes Projekt braucht, dem werden diese nur zum Preis programmatischer Affirmation zugestanden (Förderung). Diese Hürden können nur dann alternativ genommen werden, wenn der konstitutive Geist des eigentlichen Vorhabens ausreichend an das gesellschaftlich Sein-Sollende angepasst wird, sodass das Wesen des Projekts selbst bereits ein anderes zu werden droht (Crowdfunding). Können wir sagen, dass an unserem Versuch, eine sich selbst tragende, zivilgesellschaftliche Einrichtung mit eigenem Standort zu organisieren, die von und für mündige Menschen sein soll, fundamentale Selbsterhaltungsmechanismen der gesellschaftlichen Herrschaft kenntlich werden?

Zumindest für unser Restaurantprojekt scheint es keine Luft zum Atmen zu geben. Das selbe Mitglied, das unserem Team beibrachte, wie ein funktionierendes Crowdfunding aufzubauen wäre, stellte im gleichen Atemzug fest, dass

das gegenwärtige System ein Projekt wie das unsere nicht vorsieht und keinen Platz dafür einräumt. Diese konkreten Erfahrungen, die wir in unserer Projektarbeit seit einiger Zeit machen, werden leider nicht ganzen Nachbarschaften

zuteil, wie eines Tages möglicherweise das Restaurant, sondern nur unserem kleinen Konzeptionsteam von rund sechs Personen. Damit ein paar Leute mehr davon mitkommen, gibt es nun diesen Artikel.

Wie umgehen mit Kenntnisunterschieden?

von einem Sänger aus dem Akademischen Arbeiterliederchor in Frankfurt

Letzten Sommer bin ich nach Frankfurt für mein Studium gezogen. Ich habe schon immer gerne musiziert, obwohl ich eher aus einem Umfeld komme, in dem Musik praktisch keine Bedeutung hatte. Nachdem ich endlich eine Zusage für einen Studienplatz in Frankfurt bekam und durch die Website des Astas von der Existenz des Chors erfuhr, trat ich diesem bei.

Zuvor kannte ich die typischen Kampflieder nur aus dem Internet oder aus Dokumentationen. Da spielte ich das „Solidaritätslied“ doch nur verquatscht auf meinem alten Laptop rauf und runter. Die Vorstellung, solche Stücke mit anderen zu singen, fand ich dabei immer eher reizend als wirklich realistisch. Ich wusste ja, dass die Ära sozialistischer Kulturpflege spätestens mit dem Untergang des Ostblocks sein Ende gefunden hatte. Umso überraschter war ich, dass genau an meiner Universität ein Chor gegründet wurde, der sich auf genau diese Arbeiterlieder fokussiert hat. Da blieb für mich keine andere Wahl, als dem Chor umgehend beizutreten und die Leute kennenzulernen.

Ich erinnere mich noch ziemlich genau an meine erste Chorstunde. Der Chor ist ein ziemlich bunter Haufen und besteht aus älteren Berufstätigen, Studierenden und Mitarbeitenden der Uni. Da dachte ich erstmal, ich sei vielleicht im falschen Raum und hätte mich verlaufen. Und als sie dann anfangen Yoga zu machen, kam mir dies zunächst ziemlich fremd vor (zur Erinnerung: Meine musikalische Vorbildung war wirklich nicht gut; außer ein paar Geigenstunden und dem regulären Musikunterricht der Oberstufe ist nicht viel hängen geblieben. Erst als die Chorleiterin mir mitteilte, dass dies in professionellen Chören gängige Praxis sei und welche Funktion diese Übungen hätten, verstand ich, warum wir nicht einfach drauf lossingen)

Doch mit der Zeit wurde mir ein Repertoire von unglaublicher Fülle und Dichte zugänglich. Wo ich einst in den Chor kam, um vor allem Kampflieder zu singen,



Der Akademische Arbeiterliederchor an der Goethe-Uni Frankfurt bringt Studierende, Beschäftigte und Interessierte zusammen, um Arbeiterlieder zu singen.

bekam ich Einblick in die poetischen Seiten Eislers und Brechts. Traurige, melancholische Balladen, Balladen der Hoffnung oder ziemlich viel Abstraktes gehörten ebenfalls zum Programm. Und schließlich sind mir genau diese unbekannteren Balladen doch lieber geworden als die klassischen Kampflieder, für die ich eigentlich in den Chor kam.

» Es ist wichtig, Kenntnisse zu vermitteln, die sich jeder durch kontinuierliche Praxis aneignen kann. «

Trotzdem ergeben sich auch einige Probleme, auf die wir ständig in den Proben stoßen. Herausfordernd ist einerseits das Durchschnittsalter. Im Chor bin ich mit meinem Alter der Jüngste. Zu den Proben kommen auch nicht immer gleich viele Personen; mal sind es überraschend viele, mal sind es überraschend wenige Leute, die an den Proben teilnehmen. Das wirkt sich dann darauf aus, was man als Chor dann in der Stunde einproben kann und was nicht. Auch fällt mir auf, dass ohne eine musikkundige Person, die Klavier spielen oder mit uns einstimmen kann, eine ganze Chorprobe ausfallen muss oder man nur sehr schwer durch Improvisation so

etwas kompensieren kann. Das liegt aber an der Natur der Sache, dass sich solche Abhängigkeiten von Leuten herausbilden, die eben selbst Musiker oder Musikwissenschaftler sind. Definitiv positiv hervorzuheben ist aber auch, dass man selber Proben oder das Einstimmen anleiten darf (auch wenn es dann nicht so professionell ist). So durfte ich mit einem anderen Sänger aus dem Chor einen Chorauftritt an der Goethe-Uni anlässlich der Eröffnung eines Antifaschistischen Bücherschranks anleiten.

Ich glaube, dass bei solchen Projekten, die von Menschen abhängig sind, die eine lange und anspruchsvolle Ausbildung genossen haben (gemeint sind hier ausgebildete

Musiker) es wichtig ist, Kenntnisse zu vermitteln, die sich jeder durch kontinuierliche Praxis aneignen kann. Das sorgt für Unabhängigkeit des Projekts von Einzelpersonen. Doch welche Kenntnisse sollen da vermittelt werden? Einem Laien das Klavierspielen beibringen und dadurch die Abhängigkeit auf die nächste Einzelperson zu verlagern? Gezielt Menschen mit musikalischer Erfahrung anwerben und den Laienanspruch aufgeben? Das sind alles Fragen, die wir im Projekt klären müssen. Jedenfalls durfte ich auch an der Organisation einer Offenen Probe teilhaben. Wir konnten dadurch auch viele neue Mitglieder für unseren Chor gewinnen. Das sollten wir definitiv fortsetzen und weiterentwickeln, auch um jüngere Interessierte für den Chor begeistern zu können.

Unsere sozialistischen Salons im ersten Halbjahr 2026

Frankfurt am Main, 09. Januar 2026: Zivilgesellschaftlicher Basisaufbau und Linkspartei

Der fünfte Sozialistische Salon in Frankfurt stellte gleich zu Beginn des Jahres die Frage: Was bedeutet zivilgesellschaftlicher Basisaufbau, wenn er mehr sein soll als ein neues Wort für das, was linke Organisationen ohnehin schon tun? Ausgehend von der neuen strategischen Orientierung innerhalb der Linkspartei wurde diskutiert, ob sich darin tatsächlich eine sozialistischere Praxis ankündigt oder ob der Begriff Sozialismus und Basisaufbau vor allem als Etikett dient, das nachträglich auf bestehende Routinen geklebt wird. Deutlich wurde dabei, dass Sozialismus nicht einfach darin bestehen kann, bessere Forderungen an den Staat zu stellen.

Leipzig, 20. Februar 2026: KSP-Projekte und die Frage nach Sozialismus

Im Leipziger Salon war dann, am Vorabend unserer Mitgliederversammlung, die KSP selbst zu Gast, und damit wurde die allgemeine Frage aus Frankfurt in unsere eigenen Projekte zurückgeholt. Vorgestellt wurden Tätigkeiten in der Mietergewerkschaft, der Freien Lernhilfe und den Betreuungsinseln während des Berliner Kitastreiks. Es ging nicht darum, Erfolgsmeldungen aufzuzählen, sondern darum, die Probleme zu diskutieren, die in diesen Projekten sichtbar werden. Was hat es mit Sozialismus zu tun, wenn man Hausaufgaben erklärt, Kinderbetreuung organisiert oder in einer Mietergemeinschaft versucht, aus einzelnen Beschwerden eine gemeinsame Strategie zu machen? Der rote Faden des Abends war die



Der Sozialistische Salon verfolgt den Anspruch, das verbindende Gesprächsforum aller Initiativen und Einzelpersonen der Region zu werden, die sich für zivilgesellschaftliche Organisation interessieren.



Einsicht, dass zivilgesellschaftliche Praxis nicht schon dadurch politisch wird, dass Sozialisten an ihr beteiligt sind.

Köln, 25. März 2026: Betriebliche Interessenvertretung

Der Kölner Salon zur betrieblichen Interessenvertretung führte die Frage nach sozialistischer Praxis dorthin, wo viele Linke das kollektive Subjekt traditionell am ehesten vermuten: in den Betrieb. Am Tisch saßen einige Menschen aus sehr unterschiedlichen Berufen: Postzusteller, Maschinenschlosserin, Schriftsetzer, Sozialarbeiterin, Laborantin, Biologisch Technischer Assistent, einige mit Erfahrung im Betriebsrat oder in gewerkschaftlichen Strukturen. Im Verlauf des Abends kamen sehr unterschiedliche Erfahrungen mit der Qualität der Unterstüt-



Der Salon in Leipzig hat uns gedanklich schon auf unsere Mitgliederversammlung am nächsten Tag eingestimmt.

zung oder auch die Blockade von Belegschaftsinitiativen durch Gewerkschaftsfunktionäre zur Sprache. Nicht nur im Kollegenkreis, auch in gewerkschaftlichen Strukturen wird häufig unternehmerisch gedacht und nicht von Arbeiterinteressen aus.

Ein Punkt der anschließenden Diskussion war die Schwierigkeit Präsenz-Treffen nach Feierabend zu organisieren, das gilt selbst für engagierte Kolleginnen und Kollegen. Soziales Engagement ist einem „Ich-Denken“ gewichen. Solidarität ein Fremdwort. Aufgrund der Vereinzelnung vieler Menschen sei es heutzutage oft wichtiger, einfach nur zuzuhören, als kluge Ratschläge zu geben. Denn viele Kolleginnen und Kollegen hätten erst einmal nur ein starkes Redebedürfnis.

München, 31. März 2026: Kriegsdienstverweigerung und antimilitaristische Praxis

Thema des ersten Salons war Beratung zur Kriegsdienstverweigerung und andere mögliche Formen der antimilitaristischen Praxis. Daher waren wir sehr froh mit Thomas Rödl, Vorstand der Deutschen Friedensgesellschaft, über seine langjährigen Erfahrungen auf diesem Feld sprechen zu können. Dabei wurde sowohl die Notwendigkeit dieser Arbeit, die die DFG seit über einem Jahrhundert verfolgt, als auch die Schwierigkeiten deutlich. Letztere liegt insbesondere im Tätigkeitsfeld selbst: Das uns allen bekannte Problem, zwischen reiner Dienstleistung einerseits und Protest-Kultur andererseits keine Praxisform zu finden, die eine langfristige, aktive Organisation der Zivilgesellschaft bewirkt. Dieses Problem begleitet Thomas Rödl bei all seiner Erfahrung weiterhin, wie im Gespräch deutlich wurde.

Den Salon fanden wir insofern sehr gelungen, dass Thomas Rödl bereit war mit offener Reflexionen und Ehrlichkeit seine Schwierigkeiten in der Praxis mit dem Publikum zu besprechen. Eine längerfristige, lebendige zivilgesellschaftliche Tätigkeit, ein gemeinsamer Ort zum Verhandeln gesellschaftlicher Realitäten oder eine Macht aus der Bevölkerung hinaus – all das ist seinem Verein trotz eben der Zielsetzung nicht gelungen. Als Gründe sieht er insbesondere den Generationenwandel und Digitalisierung. Einerseits ist es effektiver Beratungen zur Kriegsdienstverweigerung online anzubieten sodass möglichst viele davon profitieren können. Andererseits geht dabei eben der dezidiert emanzipatorische Anspruch, gesellschaftliche Veränderung wieder in die Hand der Bürger, Arbeiter, Leute zu bringen, verloren. Außerdem hat der Verein sich häufig an Demos und Protestaktionen beteiligt, die sich für diese langfristige Zielsetzung als eher unfruchtbar erwiesen haben.

Nicht zuletzt hat Thomas Rödl bewiesen, dass man kein Sozialist sein muss, um an genau diesen Fragen denselben Anteil zu haben (er ist dezidiert keiner). Lernen können wir von allen unabhängigen, zivilen Akteuren, die begreifen, dass der Wandel durch die eigenständige Organisation innerhalb der Gesellschaft erfolgen muss.

Erfahrungen als Lone Wolf

von Thorben, aktiv in Berlin und Potsdam

Holpriger Anfang

Ungefähr zur Veröffentlichung des letzten Newsletters bin ich Mitglied geworden. Die Erfahrungen, die ich seither gemacht habe, möchte ich in diesem Beitrag resümieren. Ich hatte gehört, dass in Berlin ein Restaurant-Projekt gestartet werden sollte. Ich mag Kochen und habe auch schon in der Gastronomie gearbeitet, von daher habe ich mich darauf gefreut, mich in diesem Projekt einbringen zu können. Leider gab es bereits nach dem ersten Öffnungstag einen technischen Defekt am Restaurant, wodurch der Ort nicht mehr infrage kam. Mein erster Berührungspunkt war also zunächst der Stammtisch. Zwar war ich noch kritisch – und habe, im Versuch, die KSP zu testen, vielleicht übermäßig skeptische Fragen gestellt – jedoch fand ich die Antworten auf meine Sorgen recht gescheit. Gerade weil die KSP sich auch als Experiment versteht, dachte ich mir, ich würde nicht allzu viel falsch machen, wenn ich meine restlichen Fragen und Zweifel in der Praxis konfrontiere. Ich wurde also der Chat-Struktur hinzugefügt und somit war der Ritterschlag zum Mitglied getan.

CSP-Call

Ziemlich bald wurde ein Zoom-Call der *Campaign for a Socialist Party* geteilt und ich fand mich zwischen Menschen aus den verschiedensten Städten der USA, jedoch auch Deutschlands wieder. Die Idee des sogenannten „lone wolves“-Zoom ist, Aktivist:innen zu vernetzen, die in ihrer Stadt noch keine weiteren Aktiven haben. Reihum wurde sich vorgestellt und erzählt, an welchen Projekten seit dem letzten Call gearbeitet wurde, welche Probleme dabei aufkamen, welche Überlegungen und Sorgen die jeweilige Person über die nächsten Schritte hat. Beim gemeinsamen Brainstorming wurden Skills und Know-how geteilt. Sorgen und Probleme der Einzelnen wurden geklärt, Blockaden gelöst sowie Mut gesprochen. Als ich dran war, wurden mir die folgenden Dinge geraten:

- „Such dir etwas Niedrigschwelliges, fang morgen an! Aktivist ist, wer aktiv ist“
- „Suche dir eine Aktivität an der du langfristig persönlich Interesse hast“
- „Zerbrich dir aber nicht den Kopf, fang lieber bald an – in der Praxis tun sich neue Aspekte auf“

- „solange das Projekt ein gesellschaftliches Bedürfnis erfüllt, können alle Bereiche der Gesellschaft bespielt werden“

Ein Brettspiel-Café zu organisieren schien die Kriterien zu erfüllen. Gesellschaftliches Bedürfnis: Spielen, Menschen in Gemeinschaft bringen (und ggf. weitere, die sich im Austausch vor Ort ergeben). Da ich neu nach Potsdam gezogen war, wurde mir zudem geraten, ein Projekt vor der Haustür zu machen, anstatt ständig nach Berlin zu pendeln – einen möglichen Raum hatte ich schon vor Augen. Diesem Rat bin ich jedoch nicht gefolgt. Als dem Restaurant-Projekt das Betreuungsinsel-Projekt folgte, war es die einfachere Version, mich einfach daran zu beteiligen.

Betreuungsinseln

Um eine Solidaritäts-Gemeinschaft aus Eltern und Erzieher:innen im Kita-Streik zu schaffen hatte eine Berliner Genossin die Idee, selbstorganisierte Betreuungsinseln für die Streiktage zu etablieren (siehe Artikel auf Seite 15). Leider musste ich schnell merken, dass die konkrete Tätigkeit zunächst weniger romantisch war, als ich sie mir vorgestellt hatte. Anstatt mit den neuen Genoss:innen in Gemeinschaft und persönlichen Kontakt zur Zivilgesellschaft zu treten, ging es erst einmal darum, für alle Bezirke online Orte herauszusuchen und anzufragen, ob sie bereit wären, ihre Räume zur Verfügung zu stellen. Dies war eine ziemlich einsame und sich inaktiv anfühlende Homeoffice-Arbeit. Man hätte zwar auch persönlich bei den Orten vorstellig werden können, aber das wäre auch ohne das Pendeln schon ein riesiger Mehraufwand gewesen. Als wir nach und nach die gefundenen Betreuungs-Inseln auf die beteiligten Mitglieder aufgeteilt hatten, wurde es persönlicher. Wir gingen in unserem jeweiligen Bezirk Besuche abtaten, um die Menschen vor Ort kennen zu lernen und den ersten Streiktag zu besprechen. Wie bei vielen anderen kamen zu meiner Betreuungsinsel am ersten Streiktag keine Familien. Zwar hatte ich mir ein Buch mitgebracht, aber den ganzen Tag alleine herumzusitzen war nervig. Aus Erzählungen tapferer Genoss:innen der Lernhilfe weiß ich, dass dieser Zustand Wochen bis viele Monate andauern kann, bevor Leute anfangen, das Angebot wahrzunehmen. Ich hätte nicht die Geduld, diese Durststrecke abzusetzen. Die nächsten Streiktage liefen ähnlich. Kontakt zu zivilgesellschaftlichen Akteur:innen kam dann vor allem in den Planungs-Zooms mit Eltern(-vertreter:innen) und dem Kita-Personal auf. Im Endeffekt wurden meines Wissens nach nur wenige Insel-Orte ein bis zwei Mal besucht. Seit-

dem die Streikwelle vorüber ist, gab es noch ein Auswertungs-Zoom mit dem Beschluss, zu versuchen, das Projekt über die Streikdauer hinaus fortzuführen, allerdings ist aus diesem Vorsatz nichts mehr gefolgt. Meinem Eindruck nach haben wir uns mit diesem Projekt etwas sehr Hochschwelliges ausgesucht:

- die Zielgruppe (Kinder und ihre Eltern) scheint mir sehr anspruchsvoll – Eltern haben (zurecht) Hemmungen, ihre Kinder anderen Eltern anzuvertrauen, die meisten haben bereits etablierte Routinen für Schließ-Tage der Kita
- Die Unregelmäßigkeit der Streiktage hat keine Routine zugelassen.
- Um von Anfang an ein ansprechendes Angebot zu schaffen, hätten die Betreuungs-Räume deutlich besser präpariert sein müssen (Mittagessen, Wickeltische, etc.) – in vielen Fällen war es für die Eltern noch leichter einfach ihre Ausstattung zuhause zu benutzen.

Randkommentar: Quo vadis Berlin?

Unser Genosse Günther hat uns in Berlin diagnostiziert, dass wir zu sprunghaft sind. Erst stürzen wir uns alle auf das Restaurant-Projekt und, sobald dieses ins Wasser fällt, gehen wir gesammelt zum nächsten Projekt über, das nun auch zu enden scheint. Wir sollten uns in Langfristigkeit üben und in diesem Sinne klare Verantwortlichkeiten verteilen. Mir scheint es sinnvoll, wenn sich nicht alle Mitglieder in Berlin ein Projekt teilen, sondern Gruppen von ein bis drei Leuten jeweils getrennte Projekte bespielen und sich dazu auf absehbare Zeit festlegen. Dann haben wir auch für Interessierte eine Auswahl an niedrigschwelligen Einstiegsmöglichkeiten in die Praxis und – wie Günther es genannt hat – die Projekte im Aufbau bleiben hungrig nach mehr helfenden Händen.

**» Wir sollten uns in
Langfristigkeit üben und
klare Verantwortlichkeiten
verteilen. «**

Dazu sollte ich sagen, dass wir uns schon gut in diese Richtung bewegen (derzeit vor allem wegen anderer als mir). Ein Genosse ist bereits seit drei Jahren alleine fleißig in der Berliner Mietergemeinschaft tätig. Odie hat von jetzt auf gleich eine Hausaufgaben-Betreuung initiiert, die regelmäßig besucht wird. Außerdem sind wir im Kontakt mit einem Aktiven, der sich an gemeinsamen Clean-up-Aktionen in seinem Kiez beteiligt, und sich an der KSP orientiert.

Die KSP sollte mehr sein wie eine Selbsthilfegruppe / persönliche Reflexionskultur

Gerade weil es mir selbst so schwerfällt, eine geeignete Praxis zu etablieren, habe ich in letzter Zeit angeregt, dass wir uns als Mitglieder einmal im Monat intern treffen, um uns gegenseitig zu unserem Aktivismus zu beraten. Zwar gibt es natürlich bereits Austausch via unserer Chat-Struktur und ggf. Telefonaten bzw. Zoom-Calls; dennoch scheint es mir praktisch, wenn wir uns face-to-face in einem geregelten Rahmen zusammenfinden und bewusst zu diesem Zweck ein wenig strukturierter und produktiver in den Austausch gehen. Ich fand einiges am „lone wolves“-Zoom der US-Genoss:innen sehr sinnvoll und orientiere mich daran: Reihum berichten die Mitglieder, was sie im letzten Monat getan und versucht haben und woran sie gescheitert sind. Die anderen helfen mit Ratschlägen, Einwänden und ggf. Kontakten zu Gruppen oder Räumen aus. So können wir gemeinsam besser die nächsten Schritte herausfinden als alleine. Zudem bekommen wir mehr von den gegenseitigen Erfahrungen mit und können über unser jeweiliges Projekt hinaus Schlüsse ziehen. Außerdem können wir unsere eigene Härte mit der Einschätzung anderer abgleichen und Ermutigung von Genoss:innen bekommen. Das kann uns auch helfen, die psychologischen Hürden unseres Aktivismus besser zu reflektieren und diese Lehren bei der Rekrutierung von neuen Mitgliedern zu berücksichtigen – welche Typen von Aktivist:innen gibt es? Wem fällt was leicht oder schwer? Wie verteilen wir Aufgaben geschickt? (*Jeder nach seinen Fähigkeiten.*) Was sind geteilte Hürden und welche Mittel zu ihrer Überwindung helfen? Ich denke, es wäre sinnvoll, neben der Selbstausbildung zu tugendhaften (disziplinierten) Sozialist:innen auch Strukturen zu kultivieren, die diese Entwicklung erleichtern können.

KSP Potsdam!

In diesem Sinne möchte ich nun endlich doch auf den Rat der US-Genoss:innen hören und die KSP vor meine Haustüre nach Potsdam tragen – dort Projekte erkunden und mich beteiligen (wenn nicht selbst eins initiieren) und die magische zweite Person finden. (Du wohnst in Potsdam und hast Lust dich zu beteiligen? Du könntest diese zweite Person sein!) Dabei ist die schwierigste Frage für mich immer noch: Welches Projekt? Denn es soll ja eins sein, auf das ich mich langfristig – in guten, aber vor allem auch in schlechten Zeiten – committen kann.

Welche Versuche ich in Potsdam schon gemacht habe

Bei der Mitglieder-Versammlung habe ich von einem Genossen in Leipzig die Idee bekommen, eine Art Freie Lernhilfe für Musik zu initiieren. Da ich selbst acht Jahre lang Geige gespielt habe und derzeit daran scheitere, mir alleine im stillen Kämmerchen Klavier beizubringen (Unterricht ist teuer!), wäre das etwas, wozu ich ein wenig Expertise, aber auch persönliches Interesse mitbringen würde. Ich habe einer Handvoll Bekannten die Idee gepitcht und zunächst gute Reaktionen bekommen. Leider kam nach diesem High bald ein Low der Motivation, denn zur Erkundung bereits bestehender Musik-Projekte wollte mich (aus Zeitgründen) niemand mehr begleiten. Zugleich haben meine neu geöffneten Augen auf einmal überall Musikschulen wahrgenommen, welche musikalische Ausbildung auf höchstem Niveau anbieten. Meine erträumte „Freie Musikschule“ hätte auf diesem Gebiet keine Chance. Nun mit etwas Abstand merke ich, dass ich hier zu sehr in der Perspektive von „die KSP initiiert neue Projekte“ verfangen war und einfach die Beteiligung an einem bestehenden Projekt hätte ausprobieren können (auch wenn ich vermute, dass diese nicht unserer Vorstellung von staatlicher Unabhängigkeit genügen). Oder aber man passt den Scope des Projekts an: 1) Angebot explizit für Menschen, die sich die bestehenden Musikschulen nicht leisten können und/oder 2) anstatt 1-zu-1-Unterricht Jam-Sessions zu organisieren, wo Menschen mit verschiedensten Niveaus sich gegenseitig beim Instrument-Lernen helfen. Um die Einstiegs-Hürde gering zu halten und vor allem erst einmal zu sehen, was andere so machen, will ich kein eigenes Projekt aus dem Boden stampfen, sondern mich über bereits bestehende Projekte erkundigen und mich an ihnen beteiligen. Das hilft bestimmt auch mit der Motivation, sollte ich eine Weile das einzige KSP-Mitglied in Potsdam bleiben. Es gibt einiges an Angebot, linken Freiräumen, Nachbarschaftstreffs etc. Ich habe viel zu erkunden.

Ich habe mich also bei einem Geflüchtetenprojekt mit emanzipatorischem Anspruch gemeldet: in Selbstorganisation sollen Probleme von Geflüchteten gemeinsam gelöst werden, ohne Anrufung des Staates oder einer konsumierbaren Dienstleistung. Es gibt eine Art Papier-Café, wo gemeinsam Anträge und Post bearbeitet werden, Sprach-Cafés, bzw. Deutschlernkurse, Computer-Fortbildung, usw. Außerdem war ich beim Relaunch-Treffen der Ortsgruppe einer linken Jugendorganisation, um Mitstreiter:innen zu finden. Es ist noch unklar, ob eine gemeinsame Praxis möglich ist, aber ich bin zumindest in die WhatsApp-Gruppe aufgenommen

worden und wir haben uns über Ideen ausgetauscht. Viel Energie ist mir beim Kontakt mit der Bahá'í-Gemeinde entgegengekommen. Ich habe sie kennengelernt, als sie einmal bei mir an der Tür klopfen und mich zum Hof-fest einladen. Ihre Mission scheint darin zu bestehen, die Menschheitsfamilie zusammenzubringen, indem sie Nachbarschaftsfeste, gemeinsames Kochen, Kinderprogramm etc. anbieten. Sie betreiben ein paar Nachbarschaftstreffs.

Die nächsten Schritte:

Ich werde trotz der erstmal entmutigenden Begegnung mit der Jugendorganisation noch ein wenig dran bleiben. Wenn sich allein eine Person beteiligen würde, wäre meine Kraft in Potsdam gedoppelt. Ich werde die nächsten Wochen bei Erkundigungs-Touren eine Einladung in die Gruppe schicken, mich zu begleiten und auch sonst updaten, was ich so tue – in der Hoffnung, dass sich jemand gemeinsamen Aktivismus vorstellen kann (trotz der noch wenigen Aktiven und dem schmalen Budget).

Dasselbe gilt für Interessierte, die ich bereits kennengelernt habe. Ich werde von meinen Tätigkeiten berichten und einladen, mich zu begleiten (z.B. zum Geflüchteten-Projekt), sowie anbieten, über deren Projekt-Ideen und Interessen zu brainstormen, sowie sie bei deren Umsetzung zu unterstützen. Außerdem will ich nochmal mehr herausfinden, was die Bahá'í-Gemeinde alles für Projekte in Potsdam am Laufen hat und welche Räume sie bespielt. Es scheint dort viele motivierte Leute mit Energie zu geben, mit denen ich eine Kooperation testen will. Auch möchte ich den Nachbarschaftstreff in meiner Nähe besuchen und dort die verschiedenen beteiligten Gruppen und bestehenden Projekte kennen lernen. Vielleicht wäre das ein guter Ort, um doch noch ein Brettspiel-Café zu organisieren.

Stagnation oder Stetigkeit? Zum Stand der Mietergewerkschaft in Leipzig

von Jana, aktiv in der Mietergewerkschaft in Leipzig

In Leipzig haben wir das Feuer der Mietergewerkschaft bisher nicht entfacht. Im bürgerlich-wohlhabendem Gohlis, dem Stadtteil, in dem wir unterwegs sind, treffen sich aktuell alle zwei Monate zwischen fünf und zehn Vonovia-Mieterinnen und Mieter aus unterschiedlichen Häusern, um ihre Mietprobleme zu besprechen. Hinzu kommen dreiwöchige Aktiven-Treffen in unterschiedlichen Bars und Cafés, die auch mal ausfallen. Erfolgreich war ein Selbstschulungsnachmittag für die Mieterinnen und Mieter über die Betriebskosten. Erfolgreich waren die Haustürgespräche im Dezember. Weniger erfolgreich war ein Kaffee und Kuchen Stand im Viertel und die Haustürgespräche im März. Bisher „zündeln“ wir also, wenn überhaupt, mit kleinen Flammen. Oder anders gewendet: Wir versuchen unsere kleine Flamme, mal mit mehr und mal mit weniger Elan, nicht ausgehen zu lassen.

Wieso also nicht aufhören, die Zelte abbrechen, woanders weitermachen? Diese Fragen stellen wir uns regelmäßig, wenn wir in Bahn oder Auto auf dem Weg zur nächsten Mieterversammlung sitzen. Meist sind wir dann übermüdet von langen Nachtschichten, anstrengenden Arbeitstagen, manchmal auch langen Nächten, haben keine Lust auf das Klein-Klein der Betriebskostenabrechnungen, zweifeln an unseren Fähigkeiten. Dagegen ist die Rückfahrt aus Gohlis nach den Versammlungen ungleich hoffungsvoller. Oft sind wir überrascht, wie hartnäckig einige Mieterinnen und Mieter an den Treffen festhalten, auch wenn der große Ansturm ausbleibt. Wir freuen uns über H., der begeistert seine Kirchengemeinde als Ort für die nächste Mieterversammlung anbietet, über F., der jedes Mal kommt, auch wenn er selbst keine akuten Mietprobleme hat, über S., die am kämpferischsten ist. Bisher entschließen wir uns dann dazu, dran zu bleiben. Wer sind wir denn auch, die Treffen einzustampfen, nur weil sie bisher nicht „unseren“ Vorstellungen von mietergewerkschaftlicher Arbeit entsprechen? Die Mieterinnen und Mieter scheinen zumindest einen begrenzten Nutzen in den losen Treffen zu sehen. Auch in der Whatsapp-Gruppe, in der sich rund 50 Mieterinnen und Mieter versammeln, herrscht teilweise reger Austausch. Das ist zweifellos kein Idealzustand. Die Mietkämpfe in Gohlis scheinen uns kaum kollektivierbar, zu unterschiedlich sind die Probleme und Lebensrealitäten im Viertel. Die Häuser der Vo-



Die Mietergewerkschaft will „die Strukturen schaffen, um kollektive Mietrechte zu verwirklichen, uns als Mieter langfristig zu vernetzen und mehr Selbstbestimmung im Wohnen zu erkämpfen.“



novia sind weit verteilt, die Identifikation mit anderen Mietern scheint sich maximal innerhalb einer Hausgemeinschaft verwirklichen zu lassen. Doch auch innerhalb einer Hausgemeinschaften hat niemand dasselbe Problem, ein Mieter hat Schimmel in der Küche, eine andere Mieterin zu hohe Betriebskosten, einen anderen stört der Müll, der nicht abgeholt wird und der Rest hat keine Lust, sich mit seinen Nachbarn zusammzusetzen. Trotzdem halten wir bisher an der Ortsgruppe Gohlis fest. Wir sind unsicher, ob unsere zaghaften Versuche Früchte tragen werden. Wir wissen nicht, ob Stetigkeit der richtige Weg ist oder ob es einer anfänglichen Initialzündung bedarf. Auf Mitinitiative einiger Mieter haben wir ab Juli einen neuen Raum: groß, repräsentativ, gut zu erreichen, flexibel nutzbar. Verbunden damit ist die Hoffnung auf ein Aufflammen. Bis dahin einige (subjektive) „Learnings“:

1. Zu viel Vorsicht ist auch nicht gut: Wieso sitzen einige Endzwanzigjährige auf einmal in Gohlis und wollen über Betriebskostenabrechnungen sprechen? Wir haben es, zumindest bei einigen Mietern, verpasst, unser Engagement in der Mietergewerkschaft kohärent darzustellen. Die Idee der Mietergewerkschaft ist richtig gut! Es ist falsche Vorsicht, sich zu sehr mit eigenen Vorstellungen zurückzuhalten. Einige ehemals aktive Mieter hätten sich über eine größere Perspektive bestimmt gefreut und es hätte geholfen, diese über ihre eigenen Einzelprobleme hinaus zu aktivieren. Es ist an uns, diejenigen Mieter zu identifizieren, die eine (abstrakte) Vorstellung davon haben, dass man für seine Rechte kämpfen muss. Das heißt aber auch, dass wir nicht schüchtern und kon-

spirativ auftreten müssen, sondern uns mit der Mietergewerkschaft offener identifizieren dürfen.

2. Keine Zeit verschwenden mit anderen „Orgas“ und Irgendwie-Interessierten: Es mag an Leipzig liegen. In dieser Stadt dürfte man ein ganzes Leben in Austausch-Vernetzungsplena verbringen, nur um dann doch sein eigenes Süppchen zu kochen. Vernetzung ist gut. Austausch ist gut. Wir wollen von anderen Organisationen lernen und offen sein. Aber die Zeit ist zu knapp, um sich andauernd mit irgendwie interessierten Organisationen oder Einzelpersonen zu treffen, die die Mietergewerkschaft toll finden, aber keine „hands on“ Mentalität haben und direkt einsteigen wollen. Die Energie kann nur aus der Gemeinschaft der Mieter erwachsen und hier sollten wir unsere Zeit investieren.

Jeder stirbt für sich allein

von Max, aktiv in der Mietergewerkschaft in München

Die Menschen sind daran gewöhnt, dass das Leben sie immer mit der gleichen Kraft zermalmt, und da sie keine Veränderungen zum Besseren erwarteten, hielten sie alle Veränderungen für nur fähig, die Unterdrückung zu verstärken. – Maxim Gorki

In einer größeren Wohnsiedlung in einer deutschen Großstadt. Hier hat die Mietergewerkschaft vor kurzem einen großen Erfolg erreicht. Aber nun sind die Mieter erschöpft. Die Situation in diesem Quartier ist katastrophal: Neben intransparenten Betriebskosten, illegalen Mieterhöhungen, bedrohen Bauarbeiten in schadstoffverseuchten Wohnungen die Gesundheit der Mieter. Gleichzeitig soll willkürlich der Strom abgestellt werden. Keiner weiß, wie lange. Die Tiefgaragen werden gekündigt. Es fehlt an Heizung und Warmwasser. Es brennt überall, an allen Ecken und Enden. Obwohl diese Mietergemeinschaft sehr gut über ein System von Kernaktiven aufgestellt ist, zerfransen wir uns seit einem halben Jahr immer mehr in Einzelkämpfe, im Klein-Klein in diesem und jenem Block. Also schlage ich vor, dass wir uns treffen, um eine Strategie aufzustellen. Mein Vorschlag lautet, dass sich die Mietergemeinschaft übergeordnete Ziele geben soll. Um den Kämpfen wieder eine gemeinsame Richtung zu geben. Anstatt sich zum Beispiel jedes Jahr aufs Neue über Fantasie-Abrechnungen mit der überforderten Hausverwaltung zu streiten, könnten wir ein zweijähriges Betriebskosten-Moratorium fordern. Der Vermieter bekommt zwei Jahre Zeit, seine Verwaltung in Griff zu bekommen. Dafür zahlen die Mieter erstmal keine Nebenkosten. Wir

3. Keine Dienstleistung oder eben doch? Die Mietergewerkschaft ist keine Dienstleistungsorganisation, das ist klar. Dienstleistungsmentalität steht der Selbstorganisation im Weg. Aber um Vertrauen zu schaffen und Menschen anzuziehen, muss man eben manchmal in „Vorleistung“ gehen. Wir haben uns beispielsweise dazu entschlossen, auch mal ohne aktive Mieter aus dem Viertel an die Haustüren zu gehen. Das entspricht nicht unserer Vorstellung. In der damaligen Situation schien es uns aber schlichtweg notwendig und gewinnbringend. Erforderlich erscheint uns daher ein ständig neues Astartieren des (absolut richtigen!) Dogmas.

könnten auch für alle Bewohner eine einheitliche Mietminderung anstreben. Sagen wir, in der Höhe von 30%. Dann könnten wir uns die aufwändige Dokumentation von einzelnen Mängeln sparen. Trotzdem würden alle Mieter großzügig für die nervenzerreibenden Belastungen kompensiert werden.

Eigentlich sind das keine „utopischen“ Forderungen. Und doch: als die Aktiven diese Ideen diskutieren, sind sie unisono genau dieser Meinung. Ich habe die Aussage einer Mieterin noch im Ohr: „Was nützt es über Forderungen zu diskutieren, wenn der Vermieter sich sowieso dagegen sperrt?“ Ich versuche zu erklären, dass „große“ Forderungen immer erstmal „unrealistisch“ sind und dass es am Ende darum geht, auf ein Ziel hinzuarbeiten, dass man auch zu 80% erreichen kann. Das läuft bei der Gruppe ins Leere. Meine Vorschläge prallen an einer unsichtbaren Wand ab. Hinter dieser Blockade nehme ich keine Feindseligkeit wahr. Es ist das müde Lächeln, das abgeklärte Abwinken der einen, aber auch die stumme Teilnahmslosigkeit der anderen, die diese Diskussion schweigend verfolgen, als ob es sie gar nichts angehe, was da diskutiert wird. Am Ende sind alle Seiten ratlos. Wir gehen auseinander ohne Entscheidungen, ohne Pläne, ohne Strategie.

Ich habe die Mieter hinterher noch eingeladen, sich Gedanken darüber zu machen, welche Ziele die Gemeinschaft langfristig verfolgen sollte. Es kommt nichts zurück. Nicht einmal eine vage Idee oder Vorstellung, wohin sich unser Projekt noch entwickeln könnte. Wir leiden heute an einem allgegenwärtigen Mangel an Vorstellungskraft. Ich spüre diesen Mangel nicht nur bei den Mietern,



mit denen ich zusammenarbeite. Ich nehme ihn auch in den Unternehmen, für die ich arbeite oder bei den politisch Aktiven, mit denen ich kooperiere, wahr.

Vorstellungskraft ist die Fähigkeit, sich Dinge, die nicht existieren, mental auszumalen. Man muss sich etwas, das unmittelbar nicht erfahrbar, das momentan unmöglich erscheint, als Möglichkeit vorstellen können. Vorstellungskraft ist die Voraussetzung dafür, dass Neues entstehen kann. Fehlt sie, dann erschöpft sich unsere Fähigkeit zur Erneuerung in der Kopie des Vergangenen. Ohne eigene Vorstellungskraft hätte ich mit anderen niemals die Mietergewerkschaft ins Leben gerufen. Wir hätten nie versucht, in einem völlig neuen Feld eine neue Praxis aufzubauen. Die Kampagne für eine sozialistische Partei selbst setzt als ein auf Jahrzehnte angelegtes politisches Projekt sehr viel Vorstellungskraft voraus. Wir versuchen etwas zu starten, das heute sogar sehr vielen Linken als unmöglich erscheint. Die Einsicht, dass in vielen Menschen die Vorstellungskraft erloschen ist, kann ich deshalb nur schwer ertragen. Es ist eigentlich eine paradoxe Beobachtung, weil auch der Kapitalismus nur durch Vorstellungskraft funktionieren kann. Unternehmer, Investoren, Konsumenten imaginieren eine fiktive Zukunft und richten danach ihr Handeln aus. Vielleicht muss ich also noch differenzieren. Was mir bei meinen Gesprächen mit Mietern, Arbeitskollegen und Bekannten auffällt, ist, dass sie sich über ihre private Zukunft durchaus Gedanken machen. Was weitgehend fehlt, sind kollektive Vorstellungen einer (positiven) Zukunft. Haben wir das verlernt?

Um bei dem Beispiel aus der Mietergewerkschaft zu bleiben: In großen Konflikten ziehen sich viele Mieter lieber in ihr Schneckenhäuschen zurück, anstatt sich mit ihren Nachbarn zu verbinden. Die Krisenfolgen bewältigen sie lieber individuell, anstatt sich auf andere zu verlassen.

Eine „Klasse“ mit einem gemeinsamen Bewusstsein und Interesse kann ich in meiner Praxis nicht beobachten. Was ich beobachte, ist eine eigentümliche Gleichzeitigkeit von geteiltem Leiden und ungeteilter Erfahrung. Eine dumpfe Ahnung, dass man nicht allein betroffen ist, aber ohne die Kraft, daraus ein neues Wir zu bilden. So bleiben die Einzelnen nebeneinander stehen, verbunden nur durch das, woran sie getrennt zugrunde gehen, wie bei Fallada: *Jeder stirbt für sich allein*.

» In den Mietergemeinschaften lässt sich beobachten, dass kollektives Bewusstsein neu entsteht. «

Wie kann es anders auch sein? In unserer Gesellschaft gibt es kaum noch Institutionen, in denen Menschen lernen können, ihre Interessen gemeinsam zu vertreten. Die Kirchen? Sind so gut wie tot. Die Parteien? Weit entfernt von ihrer einstigen Verankerung. Die Gewerkschaften? Bürokratisierte Kolosse, die immer weniger Arbeitnehmer erreichen. Heißt das jetzt, dass in unserer Gesellschaft so etwas wie ein kollektives Bewusstsein und ein kollektiver Freiheitskampf unmöglich geworden sind? Das anzunehmen wäre wieder nur Ausdruck von mangelnder Vorstellungskraft. Auch wenn ich viel sehe, was mir Anlass zur Ernüchterung gibt, sehe ich mindestens ebenso viel, was mir Anlass zur Hoffnung bietet. Gerade in den Mietergemeinschaften, die in der Mietergewerkschaft organisiert sind, lässt sich beobachten, dass kollektives Bewusstsein neu entsteht: tastend, widersprüchlich, nie ohne Rückfälle in die alten Muster der Vereinzelung. Aber mit jedem Konflikt lernen die Beteiligten hinzu.

So hat ein Mieter aus derselben Mietergemeinschaft, über die ich eingangs berichtet habe, plötzlich vor kurzem vorgeschlagen, vom Vermieter die Einrichtung eines Mieterbeirats zu fordern. Natürlich ist das erstmal nur eine vage Idee. Aber sie zeugt doch von Vorstellungskraft. Ein so seltener, und darum so kostbarer Impuls. Ich habe ihn gebeten, weiter dranzubleiben. Er wird sich durch die passive Reaktion einzelner Nachbarn nicht entmutigen lassen. Gute Ideen brauchen Zeit, um Wurzeln zu schlagen. Drei Schlussfolgerungen ziehe ich aus diesen Erkenntnissen für meine Arbeit:

1. Wir werden noch sehr lange mit Menschen zusammenarbeiten müssen, die nie gelernt haben, mit anderen Menschen eine gemeinsame Vorstellung einer wie auch immer gearteten hoffnungsvollen Zukunft zu entwickeln. Menschen ohne kollektive Vorstellungskraft, die nicht gewohnt sind, sich auf anstrengende Gruppen- oder Organisationsprozesse einzulassen. Wir müssen deshalb damit rechnen, dass der Fortschritt in den zivilgesellschaftlichen Projekten, an denen wir mitwirken, in der Anfangsphase nur sehr langsam vonstattengehen wird.
2. Dennoch bleibt die „kleinteilige“ Arbeit vor Ort, in der Zivilgesellschaft, für uns Mächtiger-Sozialisten alternativlos. Ohne ein Subjekt, das an die Möglichkeit einer besseren Zukunft – erreichbar durch planvolles Zusammenarbeiten vieler Individuen – glaubt, wird es keine sozialistische Partei geben.

3. Vorstellungskraft lässt sich nicht von „außen“ in die Köpfe telepathieren. Nur die Betroffenen selbst können sich ihre eigene Utopiefähigkeit zurückerobern. Das erfordert, dass die Menschen lernen, ihre Probleme selbstständig zu lösen oder an ihnen zu scheitern. Man kann nur das erahnen, was man selbst als Mögliches erfahren hat. Vergebens ist deshalb der Versuch mancher Linker, das „richtige Bewusstsein“ der „trägen Masse“ fix und fertig vorzusetzen und es ihr, gleichsam per Algorithmus, einzuhämmern. Dadurch erzeugt man nur Papageien, aber keine Revolutionäre.

Für die Arbeit in der Mietergewerkschaft heißt das für mich: Wir müssen, wo immer es nur geht, Lernerfahrungen eröffnen – auch negative. In der Praxis heißt das: gemeinsam lernen, Belege zu prüfen, kritische Aufgaben zu erkennen, sie zu verteilen, Entscheidungen zu treffen, Strategien zu entwickeln und Niederlagen zu verarbeiten. Denn kollektive Vorstellungskraft entsteht nicht dort, wo wir den Betroffenen die fertige Lösung präsentieren. Sondern dort, wo sie sich selbst als fähig erfahren, einen Konflikt zu verstehen, zu führen und am Ende zu gewinnen.

Unabhängigkeit oder Sektierertum? Bericht über Erfahrungen aus dem „unabhängigen“ Aktivismus

von Andreas, aktiv in verschiedenen Projekten in Frankfurt

Dass unser Aktivismus in der Praxis zu Widersprüchen führen würde, war gewissermaßen unsere Arbeitshypothese und ein Grund dafür, diesen Weg zu wählen. Denn nur durch Widersprüche können wir unsere Gedanken testen und korrigieren. Erste Widersprüche zeigen sich bei der Frage der „Unabhängigkeit der Projekte“. So kam es in der Mietergewerkschaft (in der ich Mitglied bin, aber nicht zu den Aktivisten der ersten Reihe gehöre) zu zwei Reibungen, die mit unterschiedlichen Auffassungen von „Unabhängigkeit“ zu tun haben.

Eine Auseinandersetzung betraf die Kampagne selbst, eine andere eine Mieterdemonstration in München. In München wollte ein Mieter erreichen, dass sich die

Mietergewerkschaft an einer großen Demonstration beteiligt. Auf diese Idee erhielt er nicht die Antwort, wenn er das organisieren wolle, könne er das gerne tun, sondern ihm wurde vor Augen geführt, dass die Demo eine „künstliche Idee“ aus „Aktivistenkreisen“ sei, wo man nur sinnlose Forderungen an den Staat stelle. Signal: Dem Mieter fehle der Geist der „Unabhängigkeit“, er wolle sich von Parteien und deren Agitationsformen vereinnahmen lassen, denn, wie er doch wissen müsse, bleibe man auf Großdemos eine „atomisierte Masse“. In Bezug auf die Kampagne gab es Diskussionen im Vorstand der Mietergewerkschaft, dass die Kampagne die Aktionen der Mietergewerkschaft zu sehr nach außen trage und „sich damit schmücke“, außerdem „vereinnahme“ die Kampagne die Mietergewerkschaft.

Diese Reibungen sind naheliegend und, sofern sie mit der nötigen Vorsicht behandelt werden, nicht weiter schädlich. Ihnen zugrunde liegt aber aus meiner Sicht ein falscher – oder besser: gar kein – Begriff von Unabhängigkeit. Und das führt dazu, dass dieses Wort zu einer Hülse zu werden droht. Es ist aus meiner Sicht Aufgabe der Kampagne, die Frage, was Unabhängigkeit heißt, auf der Grundlage der zivilgesellschaftlichen Praxis mit Leben zu füllen und die notwendigen Widersprüche dabei transparent zu machen. Denn die Unabhängigkeit hat einen sehr dunklen Zwilling, mit dem sie manchmal wechselt wird – das Sektierertum.

Fragen wir uns also, worum es bei Unabhängigkeit der Sache nach geht. Mindestens *drei Ebenen* lassen sich aus meiner Sicht unterscheiden: Erstens hat das Wort dann einen Sinn, wenn ein Projekt einen *eigenen Zweck* besitzt, an dem es sich ausrichten kann, und von dem es – etwa durch *Unselbständigkeit* gegenüber anderen Projekten – *abgelenkt* werden kann: Zum Beispiel, wenn eine Industriegewerkschaft nicht das Interesse der Industriearbeiter verfolgt, sondern die Verschlechterungen des Lebens der Beschäftigten als notwendiges Übel verkauft, weil die Partei, die diese Verschlechterungen im Interesse des nationalen Kapitals durchsetzt, einen zu starken Einfluss auf die Gewerkschaft hat. Fehlende Unabhängigkeit ist hier *für die eigene Zielsetzung schädlich*, weil der Zweck des Projekts durch einen *anderen Zweck* überlagert wird. Dieser Gefahr zu begegnen, setzt voraus, sich Klarheit über die Frage der *eigenen Zwecksetzung* zu verschaffen. Die ist in einigen Fällen einfacher festzustellen als in anderen. Industriegewerkschaft und Mietergewerkschaft haben vergleichsweise klare Zwecksetzungen, es geht um die Organisation eines *geteilten Interesses durch Selbstorganisation*. Aber schon in Projekten wie der Freien Lernhilfe ist die Zwecksetzung deutlich weniger klar: Geht es um die Aktiven oder um die Schüler? Ist das Interesse die gute Schulnote oder die Erfahrung des Lehrens und Lernens? Und was heißt das *Selbst* in Selbstorganisation, wenn einige lernen und andere unterrichten?

Neben der *eigenen Zwecksetzung* eines Verbandes um ein *geteiltes Interesse*, gibt es auf einer zweiten Ebene ein *generelles Interesse* am Bestehen einer freien Zivilgesellschaft, die in der Lage ist, das Leben ihrer Mitglieder zu organisieren, ohne dafür auf kapitalistische Dienstleistungen oder staatliche Almosen angewiesen zu sein. Dieses Interesse *verallgemeinert das Prinzip* des zivilgesellschaftlichen Verbandes auf seine *allgemein geteilten Eigenschaften*. Aber bereits dieser *zweite* oder *allgemeine Zweck* kann mit dem *ersten* oder *eigenen Zweck der strikten Interessenverfolgung* in Konflikt geraten und tut es in der Praxis ständig – etwa, wenn die Gewerk-

schaftsführung im Interesse an besseren Arbeitsbedingungen Deals mit der Kapitalseite oder der Regierung eingeht, damit aber die Selbstorganisation der Arbeiter schwächt. Ein guter Kontakt ins Arbeitsministerium fördert den gesetzlichen Arbeitsschutz, erhöht aber zugleich die Abhängigkeit von Partei und Politik. Ich möchte verdeutlichen, dass sich in diesem Konflikt nicht Ehrlichkeit und Verrat gegenüberstehen, sondern *zwei Begriffe von Zweckverfolgung, der Widerspruch besteht zwischen unterschiedlichen Spielarten von Unabhängigkeit*. Er kann deswegen auch nicht dadurch aus der Welt geschafft werden, dass man das heilige Wort „Unabhängigkeit“ anruft. Ferner kann es auf einer *dritten Ebene* zu einem Konflikt kommen, wenn *einzelne Gruppen* ihr Interesse über das Interesse des Projektes stellen, in dem sie aktiv sind. Nehmen wir eine fiktive Gruppe, die für das eingliedrige Schulmodell agitiert. Ihre Mitglieder unterstützen die Lernhilfe aktiv. An einem bestimmten (weiterhin fiktiven) Punkt kommt es dazu, dass eine Abstimmung über dieses Modell im Landtag ansteht. Die Mitglieder der besagten Gruppe wollen für die Demo mobilisieren und nutzen dafür die Freie Lernhilfe, obwohl deren Mitglieder in der Frage gespalten oder indifferent sind. Hier gerät der Zweck, Unterrichtsstunden zu leisten, mit dem Zweck, für die Demo zu mobilisieren, in Konflikt. Auch hier gibt es aber *keinen einfachen Ausweg*. Denn das Engagement eines Menschen ist ohne seine individuellen Motive nicht zu haben. Mag es durch Eigeninteresse, sozialistisch, christlich oder bürgerlich motiviert sein – irgendeinen Grund haben die Menschen nunmal für das, was sie tun. An dieser Stelle kommt es zum Schwur, denn hier entscheidet sich, ob wir uns wirklich Unabhängigkeit wünschen oder sich ein verstecktes Sektierertum Bahn bricht. Denn wenn ich die Menschen nicht nehmen kann, wie sie sind, sondern ihnen Vorschriften zur Unterdrückung aller Positionen machen muss, die nicht Verbandskonsens sind, dann gründe ich kein unabhängiges zivilgesellschaftliches Projekt, sondern errichte eine Sekte, in der alle einer Meinung sein müssen.

» Unabhängiger Aktivismus heißt, alle einzuladen, die die Sache zum Gelingen bringen wollen. Unabhängig davon, ob sie ideologisch auf Linie sind.«

Es sollte auf der Hand liegen, dass die Kampagne das Gegenteil bezweckt. Unabhängiger Aktivismus heißt, alle einzuladen, die sich ernsthaft für das Projekt interessieren und die Sache zum Gelingen bringen wollen.

Unabhängig von ihrer jeweiligen Motivation. *Unabhängig* davon, ob sie ideologisch auf Linie sind. Unabhängigkeit heißt, dass die *Meinungsbildung innerhalb des Verbandes* gestaltet werden muss und dem Verband nicht von außen diktiert werden darf. Aber es heißt nicht, dass man sich künstlich von allen möglichen Organisationen und deren Aktionsformen abgrenzen muss, um zu zeigen, dass man es besser weiß und die richtige Linie gefunden hat.

Es ist in unserem Chat vertreten worden, die Tatsache, dass selbst Mitglieder der Kampagne im Vorstand der Mietergewerkschaft dafür gestimmt hätten, eine stärkere Distanz zur Kampagne einzunehmen, sei ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit. Wenn die Mietergewerkschaft einen Brief an die Kampagne schreibt und darin verlangt, dass die Kampagne ihren Außenauftritt bitte nach den Vorstellungen der Mietergewerkschaft anpassen soll, ist das aber kein Zeichen von Unabhängigkeit. Wenn ich jemandem sage, was er tun soll, damit es mir gut geht, dann of-

fenbare ich nichts anderes, als dass ich von ihm *abhängig* bin. Einen Streik der IG Metall können SPD, Linkspartei und kommunistische Kleinstgruppen gleichermaßen verbreiten, ohne Post aus dem Büro der Ersten Vorsitzenden zu erhalten. Das ist Unabhängigkeit.

Diese Ausführungen erfassen nicht alle Aspekte und Konflikt des Begriffs. Wir werden über die Bedeutung der Unabhängigkeit weiter debattieren und in der Praxis lernen müssen. Lasst uns bis dahin in allen Projekten, auch innerhalb der Mietergewerkschaft, dafür argumentieren, die eigene Kleinkariertheit abzulegen und an der Offenheit zu arbeiten, die für einen wirklich umfassenden Verband erforderlich ist. Lasst uns, wenn wir das Wort „Unabhängigkeit“ in der Kampagne hören, fragen: „*Unabhängigkeit wovon und wozu?*“, statt in ein leeres Nicken einzustimmen, mit dem man sich nur selbst gut gefällt.

Wozu Unabhängigkeit?

von Max, aktiv in der Mietergewerkschaft in München

Mein Genosse Andreas hat in seinem Beitrag „Unabhängigkeit oder Sektierertum“ die Haltung von Teilen der KSP zu diesem Thema einer Kritik unterzogen. Ich möchte auf diese Kritik antworten, weil ich einige der von ihm kritisierten Positionen vertrete. Anlass dieser kleinen Debatte waren zwei Vorfälle in der Mietergewerkschaft, die ich aus meiner Sicht kurz erzählen will.

Vorfall 1: In München ruft ein breites Bündnis von Parteien, Mietervereinen und Mieterinitiativen zur „Mietendemo“ auf. Das Bündnis fordert unter anderem einen staatlichen Mietendeckel, die Einführung einer neuen Bodensteuer und die staatliche Erfassung und Sanktionierung von Leerstand. Zwei Mitglieder der Münchner Ortsgruppe der Mietergewerkschaft schlagen vor, dass die Mietergewerkschaft doch auch zur Teilnahme an dieser Demo aufrufen sollte. Ich lehne es ab, einen solchen Aufruf zu verfassen. Stattdessen biete ich an, eine Mitgliederversammlung einzuberufen, auf der wir die Teilnahme an der Demo diskutieren und demokratisch beschließen können. Ich mache einer Mieterin das Angebot, dass sie eine Mail mit einem Aufruf verfassen kann, der dann an alle Münchner weitergeleitet wird, stelle aber gleichzeitig klar, dass ich ebenso meine abweichende Meinung in einer separaten Mail an alle kommunizieren werde. Am Ende lehnen beide Mitglieder die Optionen ab

und beschränken sich darauf, privat für die Demo zu werben. Ich diskutiere diesen Vorgang mit anderen KSP-Mitgliedern. Von einigen werde ich kritisiert: Mein Verhalten wäre sektiererisch gewesen und hätte die Unabhängigkeit der Mietergewerkschaft verletzt.

Vorfall 2: Im letzten Newsletter der Kampagne wird ein Beitrag von mir mit einem Foto aus der vorletzten Mitgliederversammlung bebildert. Darauf sind auch Personen zu erkennen, die nicht Mitglied in der KSP sind. Daraufhin beantragt ein Teil des Mietergewerkschaftsvorstands, die KSP wegen der unerlaubter Verwendung von Bildmaterial abzumahnern. Im Vorstand stimme ich für diesen Antrag und damit für die Abmahnung meiner eigenen politischen Gruppe. Diese Entscheidung wird von einem Teil der KSP mit großem Unverständnis aufgenommen. Auch hier spielt das Thema „Unabhängigkeit“ eine Rolle.

Ich werde auf die beiden Vorfälle nochmal gegen Ende des Textes eingehen. Die Diskussion, die sich um beide Vorfälle dreht, handelt von der richtigen Interpretation der „Unabhängigkeit der zivilgesellschaftlichen Projekte“. Es ist also erstmal zielführender darzustellen, was wir mit „Unabhängigkeit“ überhaupt meinen. Wir machen den zivilgesellschaftlichen Aktivismus, um Lernmöglichkeiten für uns selbst und andere zu schaffen. Etwas schärfer ausgedrückt: Wir wollen Projekte aufbauen, in

denen normale Arbeiter sich trainieren können, um für die Probleme der Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen. Du jammerst über deinen Vermieter? Gut, dann geh zur Mietergewerkschaft und lern die Hintergründe zu verstehen, die dazu führen, dass dein Vermieter sich so rücksichtslos verhält. Du machst Dir Sorgen, weil viele Kinder ohne Abschluss die Schule verlassen? Gut, dann gehe zur Lernhilfe und komm mit genau diesen Kindern ins Gespräch, während Du ihnen dabei hilfst, den Abschluss vielleicht doch noch zu schaffen. Und so weiter.

Unabhängigkeit ist kein Selbstzweck. Sie ist nur ein *Mittel* für unseren Zweck: So viele Leute wie möglich zu Problemlösern ihrer eigenen Probleme auszubilden, damit diese Leute den Mut entwickeln, eines Tages auch politisch die Macht zu ergreifen. Um auf die Wurzeln derjenigen Übel zu zielen, gegen die wir in den Projekten jeden Tag aufs Neue ankämpfen. Das gelingt nur, wenn die Projekte unabhängig sind. Unabhängigkeit garantiert möglichst niedrige Eintrittshürden und bahnt den Weg für raschen Lernfortschritt. Und – vielleicht ist das der wichtigste Vorteil – sie allein öffnet *innerhalb* der Projekte den Raum für eine *wirkliche Politisierung*.

**» Unabhängigkeit allein
öffnet innerhalb der Projekte
den Raum für eine wirkliche
Politisierung. «**

Unabhängigkeit ist man aber nie für, sondern immer gegen etwas. In den Projekten wirken wir meiner Meinung nach auf eine vierfache Unabhängigkeit hin: Gegen die Bevormundung des Staates. Gegen die Abhängigkeit von *Kapitalinteressen*. Gegen die Dominanz anderer Organisationen. Und gegen die Verfremdung des *inneren* durch *externe Zwecke*.

Der letzte Punkt ist der schwierigste. Sehr viele zivilgesellschaftliche Organisationen lassen sich heute, durch ihre Funktionäre korrumpiert und ihre passive Basis gelähmt, von *sachfremden* Zwecken leiten. Andreas nennt in seinem Artikel dafür zutreffende Beispiele. Kapitalistische Politik ist gerade die ständige Unterordnung der eigenen Zwecke unter die falschen Notwendigkeiten der Kapitalakkumulation. Unsere Aufgabe ist, sich innerhalb der Projekte dagegen zu positionieren. Das machen wir zunächst vor allem *leise* und *praktisch* (nicht besserwisserisch, was ja die Sorge bei Andreas zu sein scheint). Wir wollen Mietervereine, die ausschließlich Mieterinteressen, Gewerkschaften, die ausschließlich Arbeiterinteressen und Kulturvereine, die ausschließlich die Kul-

turpflege im Blick haben. Das erreichen wir, indem wir in diesen Organisationen mit engagierten Menschen zuverlässig zusammenarbeiten und uns mit diesen zu Kadern in den jeweiligen Feldern ausbilden. Denn die einzige Sicherheitsgarantie gegen kapitalistische Korruption ist eine selbstbewusste Basis.

Ich wiederhole mich: Unabhängigkeit ist kein Selbstzweck. Sie stößt an Grenzen, wie Andreas sehr richtig bemerkt. Nämlich dann, wenn sie selbstwidersprüchlich wird. Die wichtigste Form dieser Selbstwidersprüchlichkeit ist der *Organisationsfetischismus*. So beschreibe ich einen Zustand, in dem die Organisation zum Zweck an sich wird, weil sie ihre Unabhängigkeit verabsolutiert. Zum Beispiel, wenn eine Mietergewerkschaft aus Angst vor jeder äußeren Vereinnahmung aufhört, mit anderen Organisationen zusammenzuarbeiten, obwohl eine konkrete Zusammenarbeit den Mietern nützen würde. Das ist der Punkt, an dem Andreas' Kritik berechtigt ist. Wer Unabhängigkeit so versteht, dass jede Berührung mit anderen politischen Kräften bereits Verrat bedeutet, landet tatsächlich im Sektiererertum. Aber daraus folgt nicht, dass jede Abgrenzung schon sektiererisch ist. Die entscheidende Frage ist nicht: „Gibt es Kontakt zu anderen Organisationen?“ Sondern: „Wer bestimmt den Zweck, die Linie und die Praxis des Projekts?“

Damit komme ich zurück zu den beiden Vorfällen. Im Fall der Mietendemo war meine Position nicht: Die Mietergewerkschaft darf auf keinen Fall zu einer Demo aufrufen, auf der auch Parteien auftreten. Das wäre tatsächlich sektiererisch. Meine Position war: Ein solcher Aufruf muss aus der Organisation selbst kommen und von ihr demokratisch beschlossen werden. Gerade weil die Demo von einem breiten Bündnis getragen wurde, gerade weil sie Forderungen enthielt, über die man politisch streiten kann, und gerade weil die Mietergewerkschaft noch jung ist, wäre ein Aufruf „von oben“ falsch gewesen. Die Mitglieder hätten diskutieren sollen: Teilen wir diese Forderungen? Wollen wir als Mietergewerkschaft dafür mobilisieren? Mit welchem eigenen Auftreten? Mit welcher eigenen Kritik?

Ich halte es deshalb für richtig, dass ich keinen Aufruf im Namen der Mietergewerkschaft verfasst habe. Falsch wäre gewesen, die Debatte zu blockieren. Genau das habe ich aber nicht getan. Ich habe eine Mitgliederversammlung vorgeschlagen und angeboten, unterschiedliche Positionen an die Mitglieder weiterzuleiten. Das ist kein Bruch mit der Unabhängigkeit, sondern ihre praktische Bedingung: Die Mitglieder müssen selbst entscheiden können, wofür ihre Organisation steht. Eine Mitgliederversammlung wäre dafür der richtige Ort gewesen. Nicht,

weil jede kleine Entscheidung maximal formalisiert werden muss, sondern weil genau solche Fragen den Lernprozess ausmachen. Wer die Unabhängigkeit der Organisation ernst nimmt, muss ihre Mitglieder in die Lage versetzen, solche Entscheidungen selbst zu treffen. Das ist das Gegenteil von Bevormundung.

» Die Mietergewerkschaft ist kein Vorfeld der KSP, kein Reservoir an Propagandamaterial, das wir nach Belieben politisch 'verwerten' können. «

Beim zweiten Vorfall liegt die Sache noch klarer. Wenn die KSP Bildmaterial aus einer Mitgliederversammlung der Mietergewerkschaft verwendet, auf dem Nicht-KSP-Mitglieder zu erkennen sind, dann überschreitet sie eine Grenze. Nicht unbedingt aus böser, aber leider naiver Absicht. Sie behandelt dann ein zivilgesellschaftliches Projekt als Material ihrer eigenen Öffentlichkeitsarbeit. Mit der eigenen Abmahnung wollte ich dagegen ein Zeichen setzen. Die Mietergewerkschaft ist kein Vorfeld der KSP,

Sollten wir uns auflösen? Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der KSP

von Maxi, Mitglied bei der Jungen Linken in Deutschland. Maxi hat unsere Mitgliederversammlung im Februar besucht. Wir möchten hier einen Teil zitieren, um auf diesen Bericht aufmerksam machen:

Sollten wir uns auflösen? Diese Frage stellte der abtretende Vorsitzende in seiner Eröffnungsrede. Was schlimmstenfalls depressiv und absurd, bestenfalls wie ein kleines Späßchen klingt, war eine todernst gemeinte Frage. Nicht weil man einem Verbot zuvorkommen wollte, nicht weil man gescheitert sei und nur noch aus fünf Personen bestehe, sondern weil man sich der eigenen Überflüssigkeit vollends bewusst ist. [...] Das Bewusstsein darüber, dass die Projekte 99% der Arbeit ausmachen, dass die Organisierung alles ist und die KSP so gut wie nichts, ist derartig stark ausgeprägt, dass es in einer Situation beinahe die MV "gesprengt" hätte." Nach der Verabschiedung der Tagesordnung merkte man im späteren Verlauf, dass es sehr viel Bedarf gab, über die Praxis zu sprechen und die Workshops am Vormittag dieses Bedürfnis nicht vollumfänglich befriedigt hatten. So kam es, dass ein Genosse vorschlug, die Besprechung der Anträge in Gänze

kein Reservoir an Propagandamaterial, das wir nach Belieben politisch „verwerten“ können. Was komplett anderes gilt, wenn wir im Rahmen der KSP als Sozialisten über unsere Perspektive auf die Mietergewerkschaft berichten. Hier vertrete ich eine hundertprozentige Meinungsfreiheit! Dass ich für die Abmahnung meiner eigenen politischen Gruppe gestimmt habe, war kein Ausdruck von Illoyalität gegenüber der KSP. Es war Ausdruck von Loyalität gegenüber dem Prinzip, das wir selbst vertreten. Wenn wir sagen, die Projekte müssen unabhängig sein, dann muss diese Unabhängigkeit gerade auch gegen uns gelten. Alles andere wäre Heuchelei.

Die eigentliche Gefahr besteht also nicht darin, dass wir zu viel über Unabhängigkeit reden. Im Gegenteil: Dass wir diese Debatte auf diesem Niveau überhaupt führen, spricht mehr als alles andere für unseren Ansatz. Die Gefahr besteht darin, dass wir Unabhängigkeit entweder formalistisch *verabsolutieren* oder leichtfertig *unterlaufen*. Beides führt am Ziel vorbei. Wir brauchen eine Unabhängigkeit, die den Zweck der Projekte schützt: die Selbsttätigkeit ihrer Mitglieder, die Konzentration auf ihre konkreten Aufgaben und die Möglichkeit wirklicher Politisierung aus der Praxis heraus.



Einem anderen Gast aus dem Umkreis der CSP im Vereinigten Königreich wird hier gerade die Versammlung flüsterübersetzt.

damit zu übergehen, sie einfach in einer Abstimmung gemeinsam als nicht angenommen zu betrachten, ohne weiter auf sie einzugehen.

Den ganzen Bericht könnt ihr hier lesen:



Und was passiert anderswo in der Welt? Die Campaign for a Socialist Party macht Anti-Abschiebungs-Aktivismus in Chicago

von Ed, die in verschiedenen Projekten in Chicago aktiv ist. Übersetzt von Max.

Vor etwa acht Monaten begann CSP Chicago, sich als kollektive zivilgesellschaftliche Initiative gegen Abschiebungen zu engagieren. Bei der Ausarbeitung unseres ersten Konzepts berieten wir uns mit langjährigen Aktivisten im Bereich Einwanderung, die über praktische Erfahrung verfügten, und entschieden uns schließlich dafür, Aufklärungsarbeit zu den verfassungsmäßigen Rechten für Unternehmen und Privathaushalte anzubieten. Diese Schulungen konzentrierten sich auf die grundlegenden Freiheiten der Bill of Rights gegen staatliche Eingriffe, die – manchmal nur auf dem Papier, oft aber auch in der Realität – allen Personen und Unternehmen auf amerikanischem Boden zustehen. Wir richteten unsere Aktivitäten insbesondere auf die Funktion dieser Rechte beim Schutz von Arbeitsmigranten vor willkürlicher Inhaftierung an ihren Arbeitsplätzen aus. Wir stellten praktisches Aufklärungsmaterial zur Verfügung – und lernten im Gegenzug von den Menschen, die wir in Migrantengemeinschaften in ganz Chicago trafen. Sie vermittelten uns, was wirklich funktioniert, was fehlt und benötigt wird und wie einige bereits seit vielen Jahren verschiedene Maßnahmen gegen Abschiebungen organisieren und umsetzen.

Vor sechs Monaten starteten mehrere Bundesbehörden, vor allem die Customs and Border Patrol (CBP) und die Immigration and Customs Enforcement (ICE), in Chicago die „Operation Midway Blitz“ – eine Abschiebekampagne, bei der Taktiken in einem Ausmaß und einer Bandbreite zum Einsatz kamen, die man gesehen haben musste, um sie zu glauben. Neben unseren primären Maßnahmen zur Aufklärung über die eigenen Rechte beteiligten sich mehrere unserer Mitglieder während und nach der „Midway Blitz“ an Sofortmaßnahmen und gegenseitiger Hilfe zur Unterstützung von Migranten. Wir wurden in dieser Zeit zu Augenzeugen der Realität der Taktiken der Einwanderungsbehörden sowie der vielfältigen Reaktionen der Arbeitnehmer, Arbeitgeber und Einwohner Chicagos auf diese akute Phase der Einmischung des Staates in die Stadt. Diese Reaktionen reichten von sorgfältig geplant bis spontan, von konfrontativ bis zurückhaltend, von wirksam bei der Verhinderung von Abschiebungen bis hin zu wirkungslos.

In der kurzen Zeit, in der wir uns dieser Tätigkeit widmen, haben wir mehr gelernt, als wir verantwortungsvoll be-



richten können, da der Aktivismus gegen Abschiebungen oft mit zivilem Ungehorsam einhergeht und die Strafverfolgungsmaßnahmen der Bundesbehörden eine Bedrohung für Leben, Freiheit und Eigentum der in Chicago lebenden Einwanderer darstellen. Wir hoffen jedoch, dass dieser Bericht einen Überblick über die Grundzüge unserer Aktivitäten gibt, darüber, was wir daraus gelernt haben, und darüber, wo wir unserer Meinung nach in Zukunft am effektivsten helfen und lernen können. Wir wissen, dass Abschiebekampagnen gegen Arbeitsmigranten, auch wenn sie in letzter Zeit besonders lautstark sind, unter allen Präsidentschaften stattfinden, egal ob Republikaner oder Demokraten an der Macht sind, und wir planen, uns langfristig in dieser Arbeit zu engagieren.

Warum Aktivismus gegen Abschiebungen?

Die Campaign for a Socialist Party hat es sich zum Ziel gesetzt, das verborgene Potenzial der Zivilgesellschaft zu erschließen, indem sie sich im liberalen Aktivismus engagiert und von liberalen Akteuren lernt. Mit „liberal“ meinen wir nicht die Democrats oder die Art und Weise, wie der Begriff „liberal“ in den Medien missbraucht wird, sondern vielmehr freiwillige Organisation und Zusammenschlüsse rund um soziale Bedürfnisse, die erfüllt werden müssen, sowie Bürgerrechte und Freiheiten, die verteidigt werden müssen, damit sich die Gesellschaft im Sinne der Freiheit für alle organisieren kann. Aktivismus für Migrantenrechte im Allgemeinen und Anti-Abschie-



Vermummte Bundesbeamte nehmen an Halloween in Chicago zwei Maler fest. Foto: Jamie Kelter Davis/Getty Images

bungs-Aktivismus im Besonderen passen von Natur aus zu dieser Art von Organisationsarbeit. Das Recht auf Freizügigkeit, das Recht auf Arbeit, das Recht auf Privatsphäre ohne staatliche Einmischung, das Recht auf ein ordnungsgemäßes Verfahren – das sind klassische liberale Anliegen, für deren Schutz und Ausbau sich Sozialisten historisch organisiert haben, und der Anti-Abschiebungs-Aktivismus berührt sie alle. Der Aktivismus gegen Abschiebungen verbindet uns mit der Organisation am Arbeitsplatz, die die bestehende Organisationsarbeit der CSP in Bereichen wie Bildung und Mieterbewegung ergänzt, die die Arbeiter eher als Konsumenten betreffen als direkt in ihrer Rolle als Produzenten. In diesem Sinne geht es bei der Bekämpfung von Abschiebungen wirklich um Arbeit – um die Menschen, die in der Gesellschaft Güter und Dienstleistungen produzieren, und um den besonderen Einfluss, den sie in dieser Rolle haben.

Wenn man sich dem Thema Einwanderung direkt annimmt, ohne irgendeinen Aspekt davon auszuklamern, wird es zu einer komplexen und vielschichtigen Frage, bei der viele vernünftige, aber widersprüchliche Forderungen im Spiel sind. Es ist ein Thema, das die Menschen hier vor Ort in Chicago konkret betrifft – einer Stadt, in der in vielen Stadtvierteln 30 % oder mehr der Einwohner im Ausland geboren sind, die im Laufe der Zeit durch Einwanderungswellen entstanden ist und in der Einwanderer auf allen Ebenen Teil der lokalen Wirtschaft sind. Und es ist auch ein grundlegendes nationales und internationales Thema. Aufgrund ihres komplexen internationalen Charakters ist die Einwanderung eine Frage, auf die keine der bestehenden politi-

schen Parteien eine schlüssige Antwort hat, und dieses Manko ist auch eine Chance. In der CSP begrüßen wir diese Komplexität und versuchen, uns aus ihr heraus zu organisieren.

» Die Annäherung an Einwanderergemeinschaften bedeutet die Begegnung mit starken zivilgesellschaftlichen Netzwerken. «

Schließlich, und vielleicht am wichtigsten für unsere Zwecke, bedeutet die Annäherung an Einwanderergemeinschaften die Begegnung mit starken zivilgesellschaftlichen Netzwerken, die schon immer für neu angekommene Einwanderer ohne Aufenthaltsgenehmigung existiert haben – Menschen, die Arbeit, Wohnraum und Kinderbetreuung finden und andere Bedürfnisse befriedigen müssen, in der Regel ohne sich an die Behörden wenden zu können, um Unterstützung oder Sozialhilfe zu erhalten, und während sie unterdurchschnittliche Löhne verdienen, die normale Dienstleistungen unerschwinglich machen. In einer Zeit, in der das zivilgesellschaftliche Leben weitgehend verschwunden ist und gebürtige Chicagoer eher auf staatliche Leistungen als aufeinander zurückgreifen, sind Einwanderergemeinschaften oft ein Zentrum zivilgesellschaftlicher und sozialer Aktivitäten, angeführt von Aktivisten, die Erfahrung mit der Organisation hier in den USA und in ihren Herkunftsländern haben. Wir haben den Aktivismus gegen Abschiebungen als neue Kernform des CSP-Aktivismus gewählt, weil wir so viel wie möglich von solchen Personen und Netzwerken lernen wollen.

Wie wir vorgegangen sind

Zunächst haben wir mit unseren Kontakten gesprochen, die sich bereits in Migrantengemeinschaften gegen Abschiebungen engagierten. Durch unsere Partnerschaft mit einem großartigen Zentrum für Arbeitsmigranten in Chicago, dessen Leiter wir vertrauen, wurden wir darin ausgebildet, eigene Schulungen zu verfassungsmäßigen Rechten und Strategien gegen Abschiebungen durchzuführen, die durch die jahrelange Arbeit dieser Organisation bereits erprobt und verfeinert worden waren. Wir lernten in der Praxis, was in der Regel erfolgreich war, um Rechte geltend zu machen und damit Abschiebungen zu verhindern, sowie Taktiken für den Umgang mit der Einwanderungsbehörde an verschiedenen Arbeitsstätten. Das Arbeiterzentrum stellte uns Materialien zur Verfügung, die wir an Unternehmen und Familien verteilen konnten, und lehrte uns, wie man bestimmte Arbeitsstät-

ten auf den Umgang mit Bundesbeamten vorbereitet. Wir nahmen diese Informationen mit und machten uns daran, sie weiterzugeben.

Bei der Auswahl der Gebiete, in denen wir Hausbesuche durchführten, haben wir folgende Aspekte sorgfältig berücksichtigt:

1. Wir wählten Gebiete aus, in denen viele Migranten arbeiten und Unternehmen betreiben.
2. Wir haben uns auf Stadtteile konzentriert, von denen uns Mitarbeiter des Arbeiterzentrums mitteilten, dass sie diese im Rahmen ihrer Arbeit – die sich vor allem auf die lateinamerikanische Gemeinschaft in bestimmten Stadtteilen konzentriert – wahrscheinlich nicht erreichen würden.
3. Wir haben nach Stadtteilen gesucht, die wahrscheinlich nicht bereits von linken Organisationen übersättigt sind, die in dieser speziellen Phase der Einwanderungskontrollen Wähler mobilisieren oder ein politisches Zeichen setzen wollen. Kurz gesagt: Wir haben uns auf boomende Einwanderer-Geschäftsviertel mit gemischter politischer Ausrichtung und einer Vielfalt an Herkunftsregionen konzentriert. In Chicago nicht schwer zu finden!

Wir hatten uns für Hausbesuche entschieden, um uns selbst herauszufordern, viele, darunter auch schwierige, Gespräche zu führen, doch es stellte sich heraus, dass es überraschend einfach war, an der Haustür über dieses Thema ins Gespräch zu kommen. Im Geschäftsviertel mit süd- und zentralasiatischen Einwohnern, wo wir begannen, gelang es uns mühelos, fast jeden, mit dem wir sprachen, in ein Gespräch zu verwickeln. Wir wurden herzlich empfangen und mit reichlich Essen versorgt, dabei stellte sich heraus, dass die Frage, wie sich Arbeiter vor Verhaftungen während der Arbeit schützen können, ganz oben auf der Tagesordnung stand. Viele Unternehmen setzten bereits Ad-hoc-Strategien ein, um ihre am stärksten gefährdeten Mitarbeiter so gut wie möglich zu schützen. Die Nachricht von unserer Anwesenheit verbreitete sich schnell, und Ladenbesitzer und Arbeiter hatten Fragen. Menschen kamen aus den Geschäften die Straße hinunter, weil man uns von dort aus wiedererkannt hatte.

Obwohl es in diesen Gemeinden viele Organisationen gibt, die theoretisch ähnliche Schulungen anbieten, waren wir fast überall, wo wir hinkamen, die erste und oft einzige Gruppe, die direkt auf die Menschen zuing. Das galt auch für ein südostasiatisches Viertel, in dem wir von

Unternehmen erfuhren, wie sehr die Einwanderungskontrollen die Gegend seit Jahrzehnten belasteten. In einem Viertel mit einer dichten, aber gespaltenen Mischung aus Osteuropäern, Ostasiaten, Lateinamerikanern und in den USA Geborenen stießen wir auf gemischte Reaktionen, aber dennoch auf ein überraschend großes Interesse daran, zu erfahren, was wir zu bieten hatten. Außerdem fiel uns ein ausgeprägter Mangel an Kommunikation zwischen den Gruppen aus verschiedenen Herkunftsregionen auf.

Wir erhielten oft Fragen, die wir nicht beantworten konnten, was uns dazu brachte, unser Verständnis für das jeweilige Themengebiet zu vertiefen. Während fast alle gerne ins Gespräch kamen, zeigten Arbeitgeber weniger Interesse daran, längere Schulungen zu buchen, außer in einigen wenigen Fällen, in denen sie eines unserer Mitglieder bereits kannten. Uns fiel auf, dass in diesen Gesprächen die Vermeidung von Abschiebungen eher als praktische denn als politische Angelegenheit behandelt wurde. Anders als in der Presse und in liberalen Kreisen lag der Fokus nicht auf der Trump-Regierung, und das Problem wurde nicht als etwas Neues betrachtet. Wir stellten außerdem fest, dass viele Migrantengruppen, wie erwartet, bereits über gut funktionierende Kommunikationsnetzwerke unter Menschen aus ihrem Land oder ihrer Sprachgruppe verfügten, die dabei helfen können, Abschiebungen zu vermeiden. Allerdings fand außerhalb oder zwischen solchen Gruppen oft kaum bis gar kein Informationsaustausch statt. Da fast alle gerne mit uns sprachen, begannen wir zu erkennen, welche Rolle wir langfristig dabei spielen könnten, diese Informationslücken zu überbrücken.

Nach diesen ersten Gesprächen organisierten wir über unsere Kontakte aus dem früheren CSP-Aktivismus unserer Mitglieder eine kleine Reihe von intensiven Schulungen zum Thema Abschiebungsschutz, insbesondere um bei der Planung für mögliche Zusammenstöße mit Bundesbeamten in Kindertagesstätten und größeren Wohnanlagen zu helfen. Diese begannen mit der Vermittlung praktischer Informationen: Hier sind eure Rechte, wenn jemand an die Tür kommt; hier seht ihr, wie ein richterlicher Durchsuchungsbefehl im Gegensatz zu einem behördlichen aussieht; hier erfahrt ihr, was ihr sagen solltet und was nicht. Wir stellten fest, dass „Schulung“ eigentlich eine Fehlbezeichnung ist, da es sich letztendlich um umfassendere Planungsübungen handelte, bei denen wir mehr über die Menschen erfahren mussten, denen wir halfen, und Aufgaben für Notfälle sowie für den Alltag in Zeiten intensiver Einwanderungskontrollen ausarbeiten mussten. Unsere Schulungsteilnehmer mussten sich mit Fragen wie diesen auseinandersetzen:



Schulung des United Workers Center / Centro de Trabajadores Unidos in Chicago

Wer bleibt im vorderen Bereich der Wohnung und öffnet die Tür, wer geht zum Einkaufen, wenn die Gefahr besteht, im Laden festgenommen zu werden, wie können Arbeitnehmer, die am anderen Ende der Stadt wohnen, das Risiko einer Festnahme auf dem Arbeitsweg minimieren, wer warnt die anderen und wer wird im Falle einer Begegnung mit Beamten benachrichtigt, und wann und wie können Gemeindemitglieder und Kunden durch gegenseitige Hilfe und Koordination dazu beitragen, das Risiko zu verringern. Wir übten, den Menschen ein Gefühl dafür zu vermitteln, was sie sagen können und was sie nicht sagen sollten, und zwar in einer Sprache, die sie oft noch nicht beherrschen.

Die wichtigste Erkenntnis, die wir von unserer Partnerorganisation gewonnen und durch unsere eigenen kurzen Erfahrungen bestätigt haben, ist, dass bei der Inhaftierung von Migrantinnen durch die Bundesbehörden der Prozess selbst die Strafe ist – unabhängig davon, ob jemand letztendlich abgeschoben wird oder nicht, und ja, auch unabhängig davon, ob sich herausstellt, dass er oder sie illegal im Land ist oder nicht. Sobald jemand inhaftiert ist, ist sein Leben bereits zutiefst zerrüttet: In der Regel verliert er seinen Arbeitsplatz aufgrund längerer Abwesenheit, muss einen Großteil oder die gesamte Rechtshilfe selbst bezahlen (vor dem Einwanderungsgericht gibt es keine Pflichtverteidiger), die Haftbedingungen sind miserabel, die Ungewissheit ist traumatisch und so weiter. Wir haben zwar gelernt und Informationen darüber weitergegeben, wie man mit einer laufenden Inhaftierung umgeht und wie man Informationen und Unterstützung sammelt, um eine Inhaftierung im Nachhinein anzufechten, aber wir haben auch gelernt, dass es für viele Menschen, wenn diese Hilfe benötigt wird, bereits zu spät ist. Alles, was wir gelernt und weitergegeben haben, war daher vor allem auf Vorbeugung ausgerichtet, um sicherzustellen, dass gefährdete Personen gar nicht erst mit einem Beamten in Kontakt kommen.

Die „Operation Midway Blitz“ begann kurz nachdem wir unsere Arbeit aufgenommen hatten, und einige der Gebiete, in denen wir Hausbesuche durchführten, wurden davon besonders hart getroffen. Die Massenabschiebungssaktion, deren Zeugen wir in dieser Zeit wurden, richtete sich ganz offensichtlich nicht gegen Kriminelle, Kartelle oder gar Neuankömmlinge, sondern gegen Menschen, die gerade auf dem Weg zur Arbeit waren oder dort arbeiteten, darunter viele, die seit Jahrzehnten in Chicago lebten und arbeiteten und vollständig in die lokale Wirtschaft integriert waren. Bei unseren Befragungen stellten wir schnell fest, dass Uber-Fahrer angehalten und festgenommen wurden, insbesondere an Orten wie Flughäfen, wo hohe Fahrpreise die Fahrer anziehen. Als Nächstes waren es Erzieherinnen und Erzieher auf dem Weg von ihren Wohnungen in einkommensschwachen Stadtvierteln zu den einkommensstärkeren Stadtvierteln, in denen sie arbeiten.

Danach waren es Eltern, die ihre Kinder zur Schule brachten. Anschließend kam es zu einer langen Reihe von Festnahmen von Bauarbeitern und Gärtnern, die in den Gärten relativ wohlhabender Stadtteile von Chicago aufgegriffen wurden. In einigen von Einwanderern geprägten Geschäftsvierteln begannen die Festnahmen mit willkürlichen Straßenkontrollen von Personen, die aufgrund ihres Aussehens und ihres Aufenthaltsortes potenziell ausländisch wirkten. Diese Auswahl der Zielpersonen schien direkt auf zwei Dinge ausgerichtet zu sein: (1) die Vermeidung des Aufwands, gerichtliche Durchsuchungsbefehle einholen zu müssen, und (2) die gezielte Öffentlichkeitswirkung und Sichtbarmachung der Festnahmen in gehobenen, von den Democrats dominierten Stadtvierteln (Letzteres wurde besonders durch die fast tägliche Präsenz von Hubschraubern des Heimatschutzministeriums in den Gebieten deutlich, in denen sich die Festnahmen konzentrierten). Da die Schutzbestimmungen des 4th Amendment für Personen in einem Fahrzeug relativ schwach und für Personen auf einem Rasengelände noch

schwächer sind als für Personen in ihrem Zuhause oder in einem Gebäude, wurden die besonderen Taktiken, die bei „Midway Blitz“ zum Einsatz kamen, für uns zu einem neuen Betätigungsfeld, um weiter zu erforschen, wie wir Einwanderern helfen können, eine Festnahme zu vermeiden, und zu einem Anlass, unsere Materialien zu überarbeiten und anzupassen. Die Antwort lautete erneut: Vermeidung steht an erster Stelle, und die praktischen Mechanismen dieser Vermeidung waren und bleiben unser Schwerpunkt.

Im Allgemeinen schienen die Einwohner Chicagos von den bei „Midway Blitz“ angewandten Methoden verstört zu sein. Das Miterleben dieser Taktiken hat die Meinung einiger Menschen unmittelbar verändert. Es wurde immer deutlicher, dass die Abschiebungen nicht wirklich darauf abzielten (und auch nicht darauf abzielen werden), die sozioökonomischen Probleme zu lösen, die ursprünglich die Popularität von Abschiebungen bei einigen Chicagoern beflügelte hatten, wie beispielsweise Drogenkriminalität und die Umleitung von Sozialhilfegeldern von bestehenden einkommensschwachen Einwohnern hin zu den kürzlich angekommenen Migrant*innen während der Amtszeit von Biden. Die Bundesbeamten wirkten unvorbereitet und gingen unverhältnismäßig und öffentlich brutal vor, sowohl im Umgang mit den Festgenommenen als auch bei ihren Maßnahmen zur Kontrolle der Menschenmenge. Und die festgenommenen Anwohner schienen, wenn schon nicht rechtlich, so doch faktisch Bürger zu sein – Menschen, die arbeiten, ihre Kinder zur Schule schicken, Steuern zahlen und am Wirtschaftsleben Chicagos teilhaben. In dieser Situation fühlte sich das Ganze für immer mehr Menschen falsch an, so als hätte das Miterleben ein gemeinsames Bewusstsein für die Verletzung bürgerlicher Freiheiten geweckt. Es entstand ein echter, spontaner Wille, diese willkürlichen Festnahmen von arbeitenden Menschen zu stoppen, und das brachte Menschen, darunter auch Bewohner, die normalerweise nicht in ihren Gemeinden aktiv sind, dazu, aus ihrem Privatleben herauszutreten, um zu helfen. So wuchsen die viel beachteten Notfallnetzwerke (meistens Messaging-Systeme, die geschaffen wurden, um die Anwesenheit von Bundesbeamten in einem Viertel zu melden und die Menschen davor zu warnen), die in bestimmten Vierteln entstanden, über die verschiedenen politischen Agenden ihrer Gründer und einzelnen Mitglieder hinausgingen und Menschen mit ganz unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema Einwanderung anzogen. Wir glauben, dass dies ein echtes Potenzial gezeigt hat, das in Zukunft weiter ausgebaut werden könnte.

Im Rahmen unserer Arbeit haben wir zwei wesentliche Grenzen der Soforthilfe erkannt. Erstens war ein Teil der Soforthilfe Kräfte von Wut und/oder politischen Motiven



Freiwillige packen im Rahmen der Rapid-response networks in Minneapolis Lebensmittelpakete für Einwanderer, die aus Angst vor Abschiebungen nicht mehr einkaufen gehen können.

getrieben, die sie dazu veranlassten, Konfrontationen mit Bundesbeamten zu provozieren und zu eskalieren, obwohl die mit Abstand beste Option für die am stärksten gefährdeten Personen darin besteht, Konfrontationen zu vermeiden. Zweitens führten nachbarschaftsbasierte Notfallnetzwerke oft dazu, dass Aktivisten innerhalb eines einzelnen Stadtviertels oder einer Gruppe von Stadtvierteln sich gegenseitig vor der Anwesenheit von Bundesbeamten warnten, nicht jedoch die Menschen, die am stärksten von einer Festnahme bedroht waren – nämlich diejenigen, die aus anderen Stadtvierteln zur Arbeit kamen und überhaupt nicht an das Notfallwarnsystem angeschlossen waren und in einigen Fällen, wie wir erfuhr, nicht einmal wussten, dass solche Netzwerke überhaupt existierten. Wenn diese Notfallnetzwerke aufrechterhalten würden, anstatt aufgegeben zu werden, sobald sich die politische Aufmerksamkeit dem nächsten Thema zuwendet, wenn sie auf weitere Migrantengemeinschaften ausgeweitet und so geregelt würden, dass konfrontatives Verhalten ausgeschlossen wird, könnten sie zunehmend an Wert und Wirksamkeit gewinnen. Gleiches gilt für die weniger beachteten, aber nicht weniger wichtigen Netzwerke der Nachbarschaftshilfe, an denen einige unserer Mitglieder beteiligt waren und die Menschen mit Hilfsgütern versorgten, die aus Vorsichtsgründen vorübergehend ihre Wohnungen nicht verlassen konnten. Der Aufbau solcher Netzwerke und die weitere Organisation zur Unterstützung von Menschen, die aufgrund der Ausgangsbeschränkungen ihre Arbeit verlieren, könnte bei künftigen Verschärfungen der lokalen Abschiebungsmaßnahmen eine entscheidende Rolle spielen.

Nachdem „Midway Blitz“ beendet war und sich der Fokus der Bundesbehörden auf andere Bereiche verlagerte, wurden die Abschiebungen fortgesetzt, wenn auch im Verborgenen und in geringerem Umfang. Seitdem haben wir einige der Stadtteile erneut besucht, in denen wir unsere Arbeit begonnen hatten. Ein Stadtteil, den wir besuchten, lag im eher konservativen Nordwesten der Stadt und war von „Midway Blitz“ kaum betroffen. In einem anderen Stadtteil, den wir besuchten, kam es zwei Monate lang fast täglich zu Festnahmen unter freiem Himmel auf der Hauptverkehrsstraße. Bei unseren erneuten Besuchen erfuhren wir von den Maßnahmen, die Unternehmen ergriffen, um ihre Beschäftigten zu schützen, und wie verschiedene Personen, darunter auch US-Bürger, von der „Midway Blitz“-Aktion betroffen waren. Wir erfuhren von den wirtschaftlichen Auswirkungen der Abschiebungsaktionen, bei denen die lokalen Unternehmen Einnahmen einbüßten. Selbst wenn Arbeitgeber ihren Beschäftigten halfen, zur Arbeit zu erscheinen, blieben viele ihrer Kunden aus Angst vor einer willkürlichen Festnahme selbst zu Hause. In einigen Fällen stellten wir fest, dass die von den Unternehmen angewandten Maßnahmen über unsere Schulungsunterlagen hinausgingen und nicht nur die Beschäftigten, sondern auch Kunden und Passanten schützten. Wir führten auch offene Gespräche darüber, was nicht funktioniert hat: Was an unserem Angebot nicht hilfreich war, was wir ändern könnten und was unter den Einwanderungskontrollmaßnahmen früherer Regierungen noch funktioniert hat, heute aber nicht mehr. Die Unternehmen, die wir erneut besuchten, waren ehrlich und gastfreundlich, und wir genossen wieder einmal hervorragendes Essen. Wir werden weiterhin vor Ort sein, da wir wissen, dass unsere beständige Anwesenheit notwendig ist, um das Vertrauen aufzubauen, das für eine effektive Zusammenarbeit bei diesem risikoreichen und sensiblen Projekt erforderlich ist.

» Wir werden keine Wunder vollbringen, aber wir werden dazulernen.«

Fazit

Insgesamt hat unsere bisherige Arbeit mehr Fragen aufgeworfen als Antworten geliefert, aber das war auch beabsichtigt: Es gibt weitere Fragestellungen zu untersuchen, weitere soziale Dynamiken zu erforschen und weitere zwischenmenschliche Beziehungen zu vertiefen. Was Schlussfolgerungen angeht, können wir sagen, dass Arbeitgeber im Großen und Ganzen daran interessiert sind, dass ihre Arbeitnehmer nicht abgeschoben werden; dies ist für viele, viele normale Menschen in Chicago ein aktuelles Thema, und da dieser Tätigkeitsbereich weder politisch noch administrativ übersättigt ist, bietet die Beschäftigung damit eine leicht zugängliche Möglichkeit, unsere Aktivisten weit über die Welt des typischen linken Protestaktivismus hinaus und mitten ins Herz der Stadt zu bringen. In Zukunft werden unsere Mitglieder weiterhin alte und neue Gebiete abklappern, unsere Schulungen zu verfassungsmäßigen Rechten und Planungssitzungen gegen Abschiebung mit Unternehmen und Einzelpersonen durchführen und verbessern, sich mit anderen Aktivistengruppen vernetzen, die über Fachwissen an der Schnittstelle von Einwanderung und Arbeitswelt verfügen, und regelmäßig an Aktivitäten der gegenseitigen Hilfe und des gemeinsamen Interesses teilnehmen, um die Reichweite und den Nutzen unserer Bemühungen zu erweitern. Es gibt im Großraum Chicago weit mehr potenzielles Terrain für den Kampf gegen Abschiebungen, als wir jemals abdecken können, und da wir wissen, dass Abschiebungen ohne ordnungsgemäßes Verfahren auf unbestimmte Zeit andauern werden, auch lange nach 2028, ist uns bewusst, dass in Zukunft noch viel zu tun sein wird. Wir werden keine Wunder vollbringen, aber wir werden dazulernen.

DIE GRUNDSATZERKLÄRUNG DER KSP

1. Wir erkunden, ob politisches Interesse für den Aufbau einer **sozialistischen Massenpartei in Deutschland** organisiert werden kann.
2. **Sozialistisch** = Mehr als nur sozialreformerisch, sozialdemokratisch oder linksliberal; **politisch** = Über soziale und ökonomische Aktionen hinausgehend, aber nicht darauf beschränkt politische Ämter zu besetzen; **Massen-** = Mehr als eine Sekte (ob klein oder groß); **Partei** = Mehr als eine Bewegung oder Organisation.
3. Die Kampagne hat keine historischen Vorbilder und wagt einen **beispiellosen Versuch**. In vielerlei Hinsicht wollen wir die erste wirklich politische Partei in Deutschland aufbauen. Ähnliches wurde bisher nur von der alten SPD vor dem Ersten Weltkrieg und in geringerem Umfang von der KPD in der Zeit der Weimarer Republik versucht
4. Wir wollen selbsterklärte linke Einzelpersonen und Gruppen – von Sozialistinnen bis hin zu Anarchisten – so umfassend wie möglich einbeziehen. Wir glauben, dass die gegenwärtige Linke aus talentierten Aktivistinnen und Denkerinnen besteht, die allerdings einen **grundlegend neuen Kontext** brauchen, um effektiv zu sein. Heute sind sie zu Unwirksamkeit verurteilt oder befördern mehr oder weniger die sozialdemokratische Dreifaltigkeit von SPD, Grünen und der Partei „Die Linke“.
5. Wir erwarten einen jahrzehntelangen, mühsamen, aber gut überlegten, **geduldrigen und ernsthaften Formierungsprozess**. Der Aufbau einer sozialistischen Massenpartei wird die politische und soziale Landkarte in Deutschland, Europa und international fundamental verändern.
6. Das Ziel ist die **Übernahme der politischen Macht in Deutschland**. Dabei streben wir entschieden eine direkte politische Zusammenarbeit mit ähnlichen Parteien an, die in anderen Ländern um die Macht kämpfen.
7. Jetzt ist eine **gute Zeit für den Start dieses Projekts**: Die bestehenden Parteien ebenso wie die gesamte Gesellschaft sind orientierungslos. Eine neue Generation hat die Chance, die politische Aufgabe und Möglichkeit zu ergreifen, die von der Neuen Linken seit den 1960ern und der Alten Linken seit den 1930ern vermieden wurde. Beide waren geprägt durch das Scheitern der Novemberrevolution und das Unvermögen der alten SPD und KPD, den Nationalsozialismus zu verhindern. Die Neue Linke verirrte sich in der Dynamik des Anti-Kommunismus und der Blockkonfrontation. Schließlich erlag sie der Anziehungskraft der SPD, der Grünen und später der Linkspartei. Doch der Kalte Krieg ist vorbei und wir können heute ohne diese Fesseln sozialistische Politik aufbauen.
8. Die Linkspartei lenkt von unserer Aufgabe ab. Sie ist ein verzweifelter Versuch, die SPD zu reformieren, der nicht gelingen wird. Und selbst wenn, wären wir dem Sozialismus keinen Millimeter näher.
9. Alle existierenden linken Kämpfe, jeder soziale, ökonomische, bürgerrechtliche, juristische und politische Aktivismus – jede Aktion – sollte unter dem politischen Banner des Kampfes um Sozialismus stattfinden. Nur wenn wir die verstreuten Kämpfe kohärent machen, können die einzelnen Kämpfe erst effektiv werden. **Alle Kämpfe müssten in und durch eine Sozialistische Partei geführt werden.**
10. In der nahen Zukunft besteht unser Ziel darin, die politische Landkarte Deutschlands neu zu ordnen und einer **sozialistischen Linken zugänglich** zu machen. Wir müssen aufzeigen, inwiefern alle existierenden Parteien dem Kapitalismus dienen und die Arbeiterklasse kleinbürgerlich-demokratischen Interessen unterordnen. Wir müssen die Notwendigkeit einer Sozialistischen Partei wirklich demonstrieren.
11. Der Sozialismus wird die gesellschaftlichen Potentiale verwirklichen, die vom Kapitalismus gleichzeitig ermöglicht und zurückgehalten werden. Wir brauchen eine Partei, um diese Aufgabe zu verfolgen – **Schließ dich uns an!**



<https://kyte.bio/ksp>